Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 2. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. Februar 1878.

Inhalt: Die im Jahre 1877 gestorbenen Missionsbischöfe. — Die Mission unter den deutschen Katholiken in Rio Grande do Sul. — Nachrichten aus den Missionen: China; Ostindien; Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

Die im Jahre 1877 gestorbenen Missionsbischöfe.

Am **2. Januar 1877** zu Rom Msgr. **Paulus Brunoni,** lateinischer Patriarch von Antiochien, ehemaliger apostolischer Delegat für Syrien und Patriarchal-Vikar von Konstantinopel. — Er entstammte einer italienischen Grafenfamilie, die seit alten Zeiten zu Nicosia auf der Insel Cypern ansässig ist. Nachdem er im chinesischen Colleg zu Neapel seine Studien vollendet und die heiligen Weihen empfangen hatte, ging der erst dreiundzwanzigjährige Priester im Jahre 1830 nach Rom, um sich der Propaganda als Missionär zur Verfügung zu stellen. Mit ausgedehnten Vollmachten sandte diese ihn in seine Heimathinsel Cypern, und der Patriarch von Jerusalem, unter dessen Jurisdiction die Insel steht, ernannte ihn bald darauf zu seinem Generalvikar. In dieser Eigenschaft wirkte er 23 Jahre lang unter den nicht sehr zahlreichen lateinischen Christen Cyperns, bis er am 4. Juli 1853 zum Erzbischof von Taron i. p. i. und apostolischen Delegaten für die orientalischen Riten in Syrien ernannt wurde. Als solcher nahm er seinen Sitz in Beyrut, besuchte aber von hier aus nicht nur häufig die maronitischen und melchitischen Bischöfe des Libanon und Antilibanon, sondern dehnte seine beschwerlichen Reisen auch bis nach Damaskus, Antiochien und Aleppo aus, um persönlich die Bedürfnisse der orientalischen Christen kennen zu lernen. Am 23. November 1858 wurde er zum lateinischen Patriarchalvikar für Konstantinopel und zum apostolischen Delegaten für die europäische Türkei ernannt. Auch hier suchte er durch vielfache Reisen einen genaueren Einblick in die Lage und Verhältnisse der einheimischen Christen zu gewinnen. Auf seiner ersten Visitationsreise nach Salonichi im August 1859 wendete sich eine Deputation der schismatischen Bulgaren an ihn, um durch seine Vermittlung die Rückkehr ihrer Nation in die Einheit der katholischen Kirche zu verwirklichen; am 30. December 1860 erschienen dann zwei Archimandriten mit fünf Priestern und etwa fünfzig hervorragenden Laien der bulgarischen Nation in der lateinischen Patriarchalkirche zu Konstantinopel und gelobten in die Hand Msgr. Brunoni's Treue gegen den apostolischen Stuhl, mit dem sie künftig in Lehre und Glaube übereinstimmen wollten. In einem Breve vom 21. Januar 1861 drückte der heilige Vater seine große Freude über dieses Ereigniß aus, und am 14. April des nämlichen Jahres wollte er selbst dem ersten unirt-bulgarischen Erzbischof, Msgr. Joseph Sokolski, die bischöfliche Weihe ertheilen. Leider gelang es dem russischen Golde und den russischen Intriguen, diese Bewegung großentheils zu ersticken; der eben erst geweihte bulgarische Erzbischof verschwand plötzlich auf eine geheimnißvolle Weise, um in Rußland wieder aufzutauchen, wo er, man weiß nicht ob freiwillig oder mit Gewalt zurückgehalten, noch verweilt. Doch ging das durch den Eifer Msgr. Brunoni's Gewonnene nicht ganz verloren; eine wenn auch vorläufig nur kleine unirt-bulgarische Kirche entstand, und Msgr. Brunoni hatte die Freude, am 19. November 1865 ihr in der Person des Msgr. Raphael Popoff einen Nachfolger des verschwundenen Erzbischofs Sokolski geben zu können. Am 25. Juni 1869 wurde Msgr. Brunoni zum lateinischen Patriarchen

von Antiochien präconisirt und nach Rom berufen. Hier brachte er die letzten Jahre seines Lebens zu, stets noch für die Kirchen des Orients eifrig thätig, in denen er fast 40 Jahre als Priester und Bischof gewirkt hatte.

16. März zu Sydney (Australien) Msgr. **Johannes Beda Polding,** aus dem Benedictinerorden, erster Erzbischof von Sydney. — Der Begründer der katholischen Kirche auf dem Australcontinent ist entsprossen aus einer ursprünglich deutschen Familie, die in Folge ihres langen Aufenthaltes in England ihren deutschen Namen Bolten in den englisch klingenden Polding umänderte. Er wurde zu Liverpool am 18. October 1794 geboren; schon in seinem elften Jahre verlor er seine Eltern und wurde daher von seinen Verwandten den Benedictinern von Douay anvertraut, welche, durch die Revolution aus Frankreich vertrieben, in Acton Burnal eine Zuflucht gefunden hatten. Nach Beendigung seiner klassischen Studien trat er 1810 in den Orden ein; am 4. März 1819 zum Priester geweiht, wurde er trotz seiner Jugend schon würdig befunden, die Leitung der Novizen des Ordens im Kloster Downside zu übernehmen; zu gleicher Zeit wurde er aber auch zum Vorsteher der im nämlichen Kloster bestehenden Studienanstalt ernannt. Indessen sehnte er sich nach den Missionen; sein Wunsch ging jedoch erst 1834 in Erfüllung und zwar auf eine ihm nicht ganz zusagende Weise. Australien hatte bisher unter der Jurisdiction des apostolischen Vikars von St. Maurice gestanden; die ungeheuere Entfernung hatte aber die Ausübung derselben fast zu einer Unmöglichkeit gemacht. Gern ging daher der heilige Stuhl auf den Vorschlag der apostolischen Vikarien Englands ein, in der aufblühenden Kolonie Neu-Süd-Wales ein neues Vikariat zu errichten, und er fand in P. Beda Polding, dessen Bescheidenheit schon im Jahre vorher das apostolische Vikariat von Madras abgelehnt hatte, das trefflichste Werkzeug zur Begründung der katholischen Kirche auf dem Austral-Continent. Demgemäß ernannte Gregor XVI. am 4. Juni 1834 den Benedictinerpater zum Bischof von Hiero-Cäsarea i. p. i. und zum apostolischen Vikar von Australien und Tasmanien. Die Thätigkeit, welche Msgr. Polding in seiner neuen Stellung entwickelte, und die großen Erfolge, welche er erzielte, haben wir theils bereits in einem früheren Jahrgang dieser Monatschrift geschildert[1], theils werden wir noch im Laufe dieses Jahres darauf zurückkommen. Schon 1842 wurde in Australien die katholische Hierarchie eingeführt, Sydney zum Erzbisthum erhoben und Msgr. Polding zum ersten Erzbischof der neuen Kirchenprovinz erhoben. Die bedeutenden Fortschritte jedoch, welche die Kirche auf dem Australcontinent machte, veranlaßten 1873 den Erzbischof, in Rom um die Errichtung einer zweiten Erzdiözese einzukommen; seine Bitte wurde erhört und im März 1874 das Erzbisthum Melbourne gegründet. So hatte Msgr. Polding, der bei seiner Ankunft in Sydney im Jahre 1835 nur drei katholische Priester für ganz Australien vorfand, das Glück, vor seinem Tode in Australien zwei Erzbisthümer und eilf Bisthümer aufblühen zu sehen. Wegen seines hohen Alters war ihm am 23. Februar 1873 in der Person seines Ordensgenossen, Msgr. Roger Beda Vaughan, ein Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge gegeben worden. Ruhig konnte er daher dem Tode entgegensehen, da das von ihm mit so vielen Mühen und Arbeiten gegründete Werk auch für die Zukunft gesichert war. Seine hervorragenden Verdienste um ganz Australien und speciell um Neu-Süd-Wales erkannte auch die Regierung der Kolonie an, die bei seinem Begräbniß durch ihre ersten Würdenträger, den Gouverneur, den Oberrichter und sämmtliche Minister, sowie durch den Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung vertreten war.

10. April zu Wallis (Polynesien) Msgr. **Petrus Maria Bataillon,** aus der Maristen-Congregation, Bischof von Enos i. p. i. und apostolischer Vikar von Central-Oceanien. — Wenn wir hier ein vollständiges Bild von dem Leben und den Arbeiten dieses Missionärs geben wollten, müßten wir die ganze Geschichte des Vikariates Central-Oceanien erzählen, dessen Begründer er war; indessen werden wir dieses bei einer andern Gelegenheit thun und uns hier begnügen, einige wenige persönliche Notizen über ihn zusammenzustellen. Geboren wurde Msgr. Bataillon in der Diözese Lyon am 6. Januar 1810; hier auch begann er als ebengeweihter Priester im Jahre 1835 seine Thätigkeit, allein bereits nach einem Jahre legte er die ihm anvertraute Vikarie nieder, um in der neugegründeten Maristen-Congregation sich den äußern Missionen zu widmen. Er war einer der Missionäre dieser Congregation, die, wie wir im vorigen Jahre erzählt haben, sich mit Msgr. Pompallier am 24. December 1836 einschifften, um als die ersten katholischen Glaubensboten in West-Polynesien das Evangelium zu verkünden[1]. Am 1. November 1837 kam die kleine Schaar in Wallis oder Uëa, der nördlichsten Insel des Tonga- (Freundschafts-) Archipels, an; P. Bataillon erhielt von Msgr. Pompallier den Auftrag, mit einem Laienbruder hier zu bleiben und die Mission zu beginnen. Eine nicht leichte Aufgabe, auf der kleinen, mitten im Ocean verlorenen Insel, ein Volk zu bekehren, von dessen Sprache er ebensowenig verstand, als dieses von der seinigen! Indessen die Schwierigkeiten hielten ihn nicht ab; die ersten Monate widmete er ganz dem Erlernen der Sprache, dann begann er mit der Predigt des Evangeliums. Der Erfolg war Anfangs gering; nach zweijähriger Anwesenheit hatte er nur einige sterbende Kinder und Kranke taufen können; die ihm übrig bleibende Zeit verwendete er darauf, die christlichen Lehren in die Landessprache zu übertragen, und zwar in Verse, weil die Insulaner den Gesang sehr lieben. Unterdessen harrte er ruhig aus, lehrte, wo und wann er konnte, und seine Beharrlichkeit wurde belohnt. Im Jahre 1842 bekehrte sich die ganze Bevölkerung der Insel, über 2600 Seelen, auf eine fast wunderbare Weise. Im nämlichen Jahre, bevor noch diese Bekehrung in Europa bekannt war, hatte der heilige Stuhl Central-Polynesien als ein neues apostolisches Vikariat abgegrenzt und P. Bataillon zu dessen erstem Oberhirten bestellt. Der neue Bischof erfuhr seine Erhebung erst am 3. December 1843, als Msgr. Douarre, der apostolische Vikar von Neu-Caledonien, auf Wallis landete, um ihm die bischöfliche Weihe zu ertheilen. Kaum hatte er dieselbe empfangen, so begann er seine Thätigkeit auf die andern ihm zum Missionsfeld anvertrauten Inselgruppen auszudehnen; im Jahre 1844 führte er selbst zwei Missionäre auf die Fidschi-Inseln und zwei nach Tonga-tabu, der südlichsten der Freundschaftsinseln, im fol-

[1] 1874, S. 47–52: Die Entwicklung der katholischen Kirche auf dem Australcontinent, und S. 77—80: Die Provinzial-Concilien in Australien.

[1] 1877, S. 69: Die katholische Kirche auf Neu-Seeland. 6. Die Ankunft der katholischen Missionäre.

genden Jahre mehrere andere auf den Samoa-Archipel. Er selbst kehrte jedoch stets wieder nach Wallis zurück, welches der Mittelpunkt seines Vikariates und fortwährend der bevorzugte Schauplatz seiner eigenen Wirksamkeit war; nur zweimal führten ihn die Interessen seiner Mission nach Europa zurück. Nach seiner zweiten Reise (1872) schrieb der Generaloberе der Maristen an die Missionäre in Polynesien: „Msgr. Bataillon ist einer der ältesten apostolischen Vikare der ganzen Kirche; über 30 Jahre arbeitet er schon als Bischof, um auf den Inseln der Südsee die Kirche festzubegründen. Vor zwei Jahren sahen wir den ehrwürdigen Greis vom andern Ende der Erde trotz seines Alters und trotz der Strapazen der langen Reise hier ankommen, um dem heiligen Stuhl Rechenschaft über seine Mission abzulegen. Er bat den heiligen Vater nur um eine einzige Gunst, nämlich um die Erlaubniß, nach empfangenem päpstlichen Segen gleich wieder in seine Mission zurückkehren zu dürfen. Er hätte wohl den Anspruch erheben können, jetzt auszuruhen von seiner langjährigen Arbeit; aber er konnte sich nicht entschließen, fern von seiner Heerde, fern von seinem vielgeliebten Wallis zu bleiben, das er ganz bekehrt hat und das jetzt seine Freude und seine Krone ist. Er ist also abgereist, und will die letzten Jahre seines Lebens seinen Neophyten weihen und in ihrer Mitte sterben und sein Grab finden." Dieser Wunsch des seeleneifrigen Bischofs ist in Erfüllung gegangen. Nachdem er noch am 2. Januar 1877 zu Lano auf Wallis zu einer neuen Kirche, welche für die beiden großen dort errichteten Central-Schulanstalten dienen sollte, den ersten Stein gelegt und in den beiden ersten Monaten durch seine stete Anwesenheit auf dem Bauplatz die Arbeiter angefeuert hatte, fühlte er im März die ersten Anfälle seiner letzten Krankheit. Am Vorabend vom Feste des hl. Joseph kehrte er in seine gewöhnliche Residenz nach Mua zurück, am Feste selbst las er in der dortigen St. Josephskirche noch die heilige Messe; es war seine letzte. Acht Tage später konnte er sich nur noch in die Kirche tragen lassen, um dort, wo er die ersten Neophyten getauft und wo er selbst die Bischofsweihe empfangen hatte, nun auch die letzten heiligen Sacramente zu empfangen. Wenige Tage später ging er hin, den Lohn für seine vielen Arbeiten zu empfangen; sein Grab hatte er selbst in der St. Josephskirche zu Mua sich erwählt.

Msgr. Leturdu.

10. Mai zu Paris Msgr. **Michael Esther Leturdu,** Bischof von Corycus i. p. i., apostolischer Vikar der malaiischen Halbinsel. — Angelockt durch das Beispiel eines älteren Bruders, welcher im Jahre 1845 in die Mission von China abreiste und dort als Bekenner für den Glauben Kerker und Folter erduldete, trat er in seinem 20. Lebensjahre in das Pariser Missionsseminar (8. October 1847); nachdem er seine theologischen Studien beendet und am 16. April 1850 die heilige Priesterweihe empfangen hatte, wurde er für die Mission auf der malaiischen Halbinsel bestimmt. Die ersten Jahre wirkte er unter den Wilden jenes Distriktes, und erwarb sich dort eine so eingehende Kenntniß der Landessprache, daß er darin mehrere sehr nützliche Werke schreiben konnte. Seiner geschwächten Gesundheit wegen beriefen ihn jedoch bald die Obern der Mission nach Pulo-Pinang, damit er in Georgestown die Sorge für die chinesischen Christen übernehme. Diese Aufgabe zwang ihn, auch die chinesische Sprache zu erlernen; sobald er sie verstand, wurde ihm die Gemeinde von Pulo-Tikus in der Nähe von Georgestown anvertraut. Diese bestand aus Abkömmlingen von Portugiesen und Chinesen und mit ihr war die entstehende chinesische Neophyten-Gemeinde von Baleh-Pulao verbunden. Nahezu 16 Jahre lang arbeitete P. Leturdu in diesen beiden Gemeinden und zwar mit Vorliebe in Baleh-Pulao. Das von ihm an letzterem Orte gegründete Katechumenat gab ihm den Trost, jährlich 20 bis 30 Erwachsene in die Kirche aufnehmen zu können. Er lebte als ein wahrer Apostel, und weil die ihm zu Gebote stehenden Mittel sehr beschränkt waren, entzog er sich nicht nur allen Überfluß, sondern auch Vieles vom Nothwendigen, um mit seinen Ersparnissen in Baleh-Pulao eine hübsche Kirche zu erbauen und die Kosten der von ihm in beiden Gemeinden errichteten Schulen zu bestreiten. Mitten unter seinen segensreichen Arbeiten traf ihn die Nachricht von seiner Erhebung zur bischöflichen Würde; am 14. Mai 1871 empfing er die Bischofsweihe in der kleinen Kirche von Pulo-Tikus. Sein neues Amt zwang ihn, in Singapur, dem Mittelpunkt des Vikariates, zu residiren, aber dieser Aufenthalt war seiner ohnehin geschwächten Gesundheit nicht zuträglich. Schon im zweiten Jahre mußte er seine Mission auf einige Zeit verlassen und in Hongkong seine Kräfte herstellen. Kaum hatte er nach seiner Genesung seine gewöhnliche Thätigkeit wieder aufgenommen, als die Krankheit wiederkehrte; ein zweiter längerer Aufenthalt in Hongkong hatte nicht die gewünschte Wirkung, und auf den Rath der Ärzte mußte er nun in der französischen Heimath Genesung suchen. Indessen hatte das Übel zu große Fortschritte gemacht; nach kaum dreiwöchentlichem Aufenthalte im Pariser Missionsseminar erlag er seinem Leiden in seinem 51. Lebensjahre.

28. Juni zu St. Mary of the Woods, dem Mutterhause der Schwestern von der Vorsehung, bei Terre Haute, Msgr. **Mauritius de St. Palais,** vierter Bischof von Vincennes (Indiana, Ver. Staaten). — Er wurde am 15. November 1811 in der Diözese Montpellier geboren, studirte die Theologie im Seminar St. Sulpice in Paris und begleitete als Neopresbyter Msgr. Bruté, den ersten Bischof von Vincennes, nach den Vereinigten Staaten (1834). Das eben erst gegründete Bisthum erstreckte sich damals über die beiden ganzen Staaten Indiana und Illinois, also über jenes Gebiet, das heute die Bisthümer Vincennes, Fort Wayne, Chicago, Peoria und Alton ausmacht. Der Priestermangel war ein grenzenloser und der junge Priester mußte daher gleich die Verwaltung der weit ausgedehnten Pfarrei von Boggs Creek übernehmen. Nachdem er sich vollständig in die amerikanischen Verhältnisse eingelebt

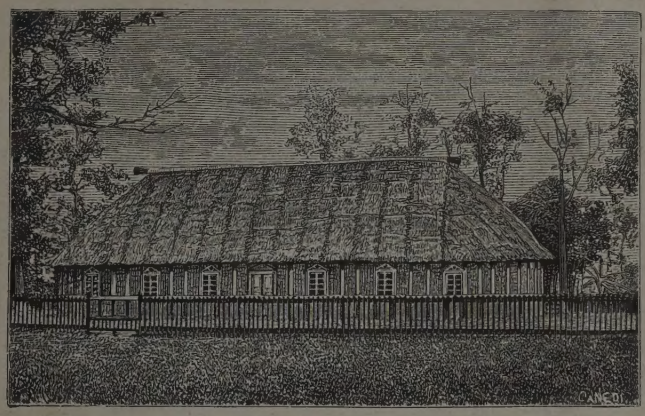
Msgr. **Paulus Brunoni,** Patriarch von Antiochien.

Msgr. **Petrus Maria Bataillon,** apost. Vikar von Central-Oceanien.

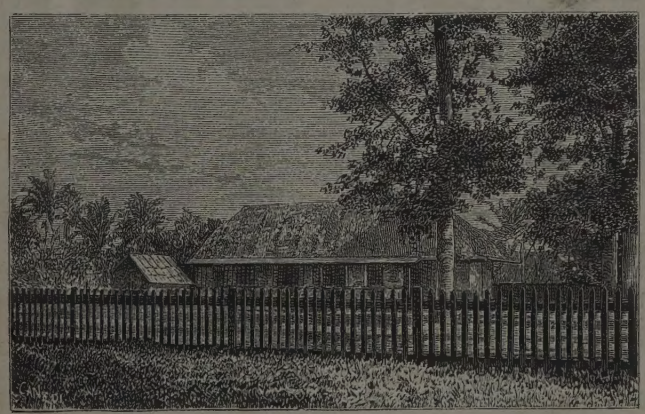
Msgr. **Johannes Beda Polding,** Erzbischof von Sydney.

Msgr. **Jacobus Roosevelt Bayley,** Erzbischof von Baltimore.

hatte, wurde er 1842 nach Chicago geschickt. Diese heute so volkreiche Stadt war damals noch ein kleines Dorf, welches aber bereits sich zu entwickeln begann; eine katholische Gemeinde war noch nicht vorhanden. M. de St. Palais gründete sie und erbaute das erste katholische Gotteshaus in jener Stadt, die zwei Jahre später schon zu einem Bischofssitz erhoben wurde. Bei der Abtrennung der Diözese Chicago von Vincennes kehrte er nach Indiana zurück, wo er zunächst an verschiedenen Orten als Pfarrer wirkte, bis er 1847 von Msgr. Bazin, dem dritten Bischof von Vincennes, zum Generalvikar ernannt wurde. Msgr. Bazin starb schon im März 1848 und Pius IX. ernannte am 3. October Msgr. de St. Palais zu dessen Nachfolger. Als er die Diözese übernahm, zählte sie nur 43 Priester, die über ganz Indiana zerstreut waren; unter seiner Leitung machte die Kirche solche Fortschritte, daß 1853 die nördliche Hälfte des Staates als Diözese Fort Wayne abgetrennt werden mußte, und die südliche Hälfte, welche jetzt allein seiner Hirtensorgfalt anvertraut blieb, besaß bei seinem Tode 104 Priester, welche in 168 Kirchen und Kapellen für etwa 90,000 Gläubige den Gottesdienst versahen. Nicht weniger zeugen die zahlreichen niederen und höheren Schulanstalten der Diözese für den erleuchteten Eifer des Prälaten; gegen 20,000 Schüler und Schülerinnen wurden im Jahre 1876 in den katholischen Schulen der Diözese Vincennes unterrichtet. Der reiche Segen, den sein fast dreißigjähriges Pontifikat der Diözese gebracht hat, wird sich in der Folgezeit erst vollständig entwickeln, wenn die von ihm gegründeten Werke zu ihrer vollen Ausbildung gelangt sein werden. Msgr. de St. Palais war in seiner Diözese ungemein beliebt und auch die Andersgläubigen Indiana's verehrten ihn als einen großen Wohlthäter des Staates, dem er sein ganzes Leben gewidmet hatte.



St. Josephs-Kirche zu Mua-Tonga (Wallis).



Bischöfliche Residenz von Mua-Tonga.

9. September zu St. Alban im Staate Vermont, Msgr. **Amadeus Rappe,** erster Bischof von Cleveland. — Von Geburt ein Franzose — er wurde am 2. Februar 1801 in der Diözese Arras geboren — war er zuerst in seiner Heimathdiözese als Seelsorger an verschiedenen Orten thätig. Im August 1838 machte der Erzbischof von Cincinnati, Msgr. Purcell, auf seiner Reise nach Rom in Boulogne die Bekanntschaft des Abbé Rappe, und die Schilderungen des Prälaten von den geistigen Bedürfnissen der Katholiken in Amerika ergriffen den eifrigen Priester so tief, daß er sich entschloß, der Mission von Nord-Amerika sein künftiges Leben zu widmen. Doch erhielt er erst zwei Jahre später (August 1840) von seinem Bischof die Erlaubniß zur Abreise. Bei seiner Ankunft in Cincinnati wurde er alsbald nach Maumen City, einem Theile des heutigen Toledo (Ohio), gesendet, wo bisher noch keine katholische Kirche bestand. Die Presbyterianer hatten gerade daselbst eine Kirche vollendet; weil sie aber die Baukosten nicht bezahlen konnten, verkaufte der Baumeister dieselbe an Abbé Rappe; bald darauf gründete er Kirchen in Providence, Defiance und Delphos, welche Städte ebenfalls, wie Maumen City, am Wabash- und Erie-Kanal liegen. Seine Thätigkeit beschränkte sich aber nicht auf diese vier Kirchen, sondern nicht selten war er gezwungen, 30—40 engl. Meilen weit die einzeln wohnenden Katholiken zu besuchen. Im Jahre 1847 wurde die Diözese Cleveland gegründet und am 10. October des nämlichen Jahres Msgr. Rappe als deren erster Oberhirte präconisirt. In dem der neuen Diözese überwiesenen Gebiete befanden sich damals 19 Kirchen und nur 15 Priester. Was er in den 23 Jahren seiner bischöflichen Amtsthätigkeit wirkte, ersieht man am klarsten, wenn man mit dem Zustand von 1847 den heutigen Zustand der Diözese Cleveland vergleicht. Sie hat jetzt 216 Kirchen und Kapellen, mehr als 160 Priester, und etwa 25,000 Kinder werden in den katholischen Schulen unterrichtet. Ohne Unterlaß war Msgr. Rappe beschäftigt, seine Diözese zu organisiren; jährlich besuchte er jede Kirche und jede Station wenigstens einmal; dabei war er unermüdlich im Beichtstuhl und auf der Kanzel; fast immer celebrirte er an Sonntagen zwei heilige Messen, und er predigte ebenso oft und manchmal auch wohl 3 oder 4 oder gar 5—6 Mal in verschiedenen Kirchen und Genossenschaften. Im August 1870 zwang ihn seine geschwächte Gesundheit, den Hirtenstab niederzulegen; er zog sich nach St. Alban, in der Diözese Burlington, zurück, um sich auf den Tod vorzubereiten. Doch auch hier hörte er nicht auf, sich mit der Fürsorge für die Gläubigen zu beschäftigen, indem er namentlich die Mäßigkeitsvereine zu verbreiten suchte, bis er am 9. September abberufen wurde, den Lohn für seine vielfachen Arbeiten zu empfangen.

3. October zu Newark Msgr. **Jacobus Roosevelt Bayley,**

Erzbischof von Baltimore. — Die Familie, welcher der verstorbene Erzbischof angehörte, zählt zu den ältesten und angesehensten der Stadt New-York. Sein Urgroßvater, Dr. William Bayley, ein tüchtiger Arzt, war 1710 aus Yorkshire nach Amerika ausgewandert; sein Großvater, Dr. Richard Bayley, war einer der hervorragendsten amerikanischen Chirurgen, so daß er, obgleich er während des amerikanischen Freiheitskrieges dem Stabe der englischen Armee beigegeben war, dennoch den Lehrstuhl der Anatomie und Chirurgie an der ersten amerikanischen Universität erhielt; der Vater des Erzbischofs war gleichfalls ein gesuchter Arzt New-Yorks. Die Familie war protestantisch; eine Stiefschwester seines Vaters jedoch, Elisabeth Seton, kehrte nach dem Tode ihres Mannes zur katholischen Kirche zurück und wurde die Stifterin der barmherzigen Schwestern in den Vereinigten Staaten. Auch James Roosevelt Bayley, welcher am 23. August 1814 zu New-York das Licht der Welt erblickte, wurde in der protestantischen Religion erzogen. Nach Vollendung seiner classischen Studien wollte er sich Anfangs ebenfalls dem ärztlichen Berufe widmen, in dem sich seine Vorfahren ausgezeichnet hatten, aber schon nach einem Jahre vertauschte er das Studium der Medicin mit dem der protestantischen Theologie. Im Trinity-Colleg zu Hartford absolvirte er den theologischen Cursus der Hochkirche und wurde 1840 zum Rector der St. Andreaskirche in Harlem (N.-Y.) ernannt. Bald nach seiner Ernennung brach hier die Cholera aus und richtete furchtbare Verheerungen an; wer die Stadt verlassen konnte, floh vor der entsetzlichen Seuche. Der junge Prediger aber hielt Stand, mit unermüdlichem Eifer widmete er sich dem Krankendienst und stand den Sterbenden bei, so gut er konnte. Bei seinen Besuchen traf er oft an den Krankenbetten den P. Carran, einen alten einfachen, aber überaus seeleneifrigen katholischen Priester, der sich dem nämlichen Liebeswerke widmete. Beide gewannen einander lieb und es knüpfte sich zwischen ihnen ein Freundschaftsband, das erst durch den Tod P. Carran's gelöst wurde. Es war dieses seine erste Berührung mit der katholischen Kirche; bald nachher machte er die Bekanntschaft des jetzigen Cardinals Msgr. Closkey, mit dem er gleichfalls innige Freundschaft schloß. Sie kamen oft zusammen und natürlich bildete die Religion den Hauptgegenstand der stundenlangen Unterhaltungen. Da der Prediger aufrichtig die Wahrheit suchte, erkannte er bald, wo allein sie zu finden sei. Ende 1841 verzichtete er auf seine Stelle als Rector von Harlem und reiste nach Europa; am 26. April 1842 legte er zu Rom in die Hände des P. Esmond S. J. das katholische Glaubensbekenntniß ab und zwei Tage später empfing er vom Präfekten der Propaganda, Cardinal Fransoni, die heilige Firmung in der Kapelle des hl. Ignatius im römischen Professhause. Damals lebte noch sein Großvater von mütterlicher Seite, Msgr. James Roosevelt, der sich durch glückliche Speculationen bedeutende Reichthümer erworben hatte; er war der Taufpathe des jungen Bayley gewesen und liebte denselben mehr als alle seine übrigen Enkel; daher hatte er ihn auch in seinem Testamente mit 100,000 Dollars bedacht. Der alte Mann hatte sein Möglichstes gethan, um seinen Enkel von der Rückkehr zur katholischen Kirche abzuhalten, und ihm mit Enterbung gedroht; aber dieser hörte nur auf die Stimme seines Gewissens und achtete nicht auf irdische Interessen. Sobald nun James Bayley seinem Großvater die Nachricht von der geschehenen Conversion mittheilte, fügte dieser seinem Testament folgendes Codicill bei: „Da mein Enkel sich von dem Glauben seiner Väter abgewendet hat und zur katholischen Kirche übergetreten ist, annullire ich hiermit das zu seinen Gunsten ausgesetzte Legat und überweise das Geld den Vorstehern des Union Theological Seminary."

Von Rom wendete sich der Convertit nach Paris, um im Seminar von St. Sulpice sich einige Monate auf den geistlichen Stand vorzubereiten; im Herbst 1842 kehrte er nach New-York zurück und empfing daselbst am 4. März 1843 die heilige Priesterweihe. Seine erste Wirksamkeit als katholischer Priester entfaltete er im Collegium von Fordham, darauf wirkte er ein Jahr in der Pfarrei von Staaten Island, bis ihn am 8. December 1846 der Bischof von New-York, Msgr. Hughes, zu seinem Privatsecretär ernannte. Außer den gewöhnlichen Arbeiten, die seine Stellung mit sich brachte, widmete er seine Zeit hier auch der schriftstellerischen Thätigkeit; eine gute Geschichte der katholischen Kirche von New-York[1] war die Frucht derselben. Als Pius IX. im Jahre 1853 das Bisthum Newark errichtete, ernannte er den früheren Prediger von Harlem zu dessen erstem Hirten; am 30. October 1853 erhielt Msgr. Bayley in der St. Patriks-Kathedrale von New-York die bischöfliche Weihe, zu gleicher Zeit mit Msgr. Loughlin, dem ersten Bischof von Brooklyn, und mit Msgr. Goesbriand, dem ersten Bischof von Burlington.

In der neuen Diözese war noch Alles zu gründen und einzurichten; mit rastlosem Eifer widmete sich Msgr. Bayley dieser Aufgabe während der 19 Jahre, welche er in Newark verlebte. Wie die meisten andern amerikanischen Bischöfe richtete auch er mit Recht sein Hauptaugenmerk auf die Jugenderziehung; im Jahre 1856 gründete er in South-Orange ein großes Collegium und Seminar, das er zu Ehren seiner Tante, der heiligmäßigen Begründerin der barmherzigen Schwestern, Seton-Hall nannte; im folgenden Jahre vertraute er der von seiner Tante gestifteten Congregation die weibliche Erziehung in Madison und vielen andern Orten der Diözese an; ebenso berief er die Dominikaner, Franziskaner, Augustiner und Passionisten theils für den Unterricht, theils für die Seelsorge. Seine großen Erfolge und seine eminenten Fähigkeiten blieben in Rom nicht unbemerkt, und so wurde er nach dem Tode von Msgr. Spalding auf den ersten und ältesten erzbischöflichen Stuhl der Vereinigten Staaten erhoben (30. Juli 1872), unter den acht Erzbischöfen Baltimore's der dritte Convertit[2]. Leider sollte er diesen Stuhl nicht lange einnehmen; schon in seiner Abschiedsrede in der Kathedrale von Newark sprach er die Ahnung aus, daß „der Baum zu alt sei, um verpflanzt zu werden; das Laub beginne schon zu welken und nicht lange werde es dauern, bis der Baum verdorre". In der That begann seine Gesundheit gleich nach seiner Ankunft in Baltimore zu wanken; im Winter 1876 glaubten die Ärzte ihm eine Reise nach Europa anrathen zu sollen, damit er im Bade von Vichy seine verlorenen Kräfte wiederherstelle. Allein das Bad hatte nicht die gehoffte Wirkung; er kehrte am 31. August 1877 so krank nach New-York zurück, daß er seine Reise nach Baltimore

[1] Sketch of the history of the Catholic Church on the Island of New-York, New-York 1853. Später schrieb er noch: Memoirs of the right rev. Simon Gabriel Bruté, first Bishop of Vincennes, New-York 1861.

[2] Die beiden andern sind Msgr. J. Whitfield (1828—34) und Msgr. S. Eccleston (1834—51).

nicht fortsetzen konnte; er ließ sich nach Newark bringen, und hier erlag er seinen Leiden am 3. October im nämlichen Zimmer, das er als Bischof von Newark bewohnt, im Angesichte der Kathedrale, die er erbaut hatte. Sein Tod wurde allgemein tief betrauert. „Der Tod des Erzbischofs von Baltimore," schrieb die New-Yorker Tribune, „ist für die Katholiken der Vereinigten Staaten ein schwerer Verlust. Obgleich er ein Mann von bedeutenden literarischen Fähigkeiten war, so diente er seiner Kirche doch weit mehr durch seinen persönlichen Einfluß und sein einnehmendes, liebenswürdiges Wesen, als durch seine Feder. Er war nicht nur bei den Katholiken, sondern auch bei den Angehörigen aller andern Confessionen beliebt, da er Jeden, mit dem er in Berührung kam, durch seine Zuvorkommenheit, Freundlichkeit und geistreiche Unterhaltung für sich einnahm. Alle, welche je Gelegenheit hatten, ihm zu begegnen, werden sich seiner noch lange als eines ernsten Christen und eines wahren Menschenfreundes erinnern." — Die in Philadelphia erscheinende „Times" fügt hinzu: „Der Tod des Prälaten, welcher in Newark seinen letzten Athemzug aushauchte, wird nicht nur unter Katholiken, sondern auch unter Protestanten die tiefste Trauer hervorrufen. Erzbischof Bayley war im ganzen Lande als ein wahrhaft frommer, hochgebildeter und wohlthätiger Mann bekannt. Er trachtete darnach, Andere glücklich zu machen, an sich selbst dachte er stets zuletzt. Unter allen Confessionen findet man Leute, die dem Verstorbenen gleichen, aber leider nur wenige, und wenn einer dieser Wenigen stirbt, dann soll Jeder trauern, gleichviel ob er Israelit, Protestant oder Katholik ist."

Die Mission unter den deutschen Katholiken in Rio Grande do Sul.

(Mitgetheilt von einem Missionär.)

Die Provinz Rio Grande do Sul, die südlichste des großen Kaiserreichs Brasilien, war bis zum Anfange unseres Jahrhunderts so gut wie unbekannt; von Europäern wurde sie kaum besucht. Gegenwärtig zählt sie eine Bevölkerung von fast einer halben Million Seelen[1]; der Ackerbau blüht und auch der Handel beginnt sich zu heben; obgleich der Mangel günstiger Häfen ein großes Hinderniß bildet, ist dennoch sowohl die Aus- als Einfuhr sehr bedeutend. Diesen verhältnißmäßig raschen Aufschwung verdankt sie ihrem gemäßigten Klima und ihrer glücklichen Bodenbeschaffenheit, durch welche sie sich vor den andern Provinzen des Kaiserreichs auszeichnet und sich für europäische, namentlich deutsche Einwanderung am meisten empfiehlt. Ihre Fortschritte wären jedoch wohl noch viel bedeutender gewesen, wenn nicht die Revolution, welche während der Minderjährigkeit des gegenwärtigen Kaisers, Dom Pedro' II., Brasilien in eine föderalistische Republik nach dem Muster der Vereinigten Staaten Nordamerika's umwandeln wollte, die Provinz Rio Grande do Sul zehn Jahre lang (1834—44) zu ihrem Schauplatz gewählt hätte.

Diese Revolution muß namentlich in Betracht gezogen werden, wenn es sich um die Beurtheilung der hiesigen religiösen Zustände handelt; denn sie hemmte nicht nur die Thätigkeit der weltlichen Regierung, sondern noch vielmehr die geistliche Verwaltung, so daß jede Besserung der kirchlichen Verhältnisse fast zur Unmöglichkeit wurde. Vor Allem wäre die Errichtung einer eigenen Diözese für die südliche Provinz nothwendig gewesen, und sie wäre auch sicher bereits früher zu Stande gekommen, wenn nicht die Revolution einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. So blieb die Provinz bis zum Jahre 1846 unter der Jurisdiktion des Bischofs von Rio Janeiro; diesem aber machte es die große Ausdehnung seines Sprengels unmöglich, seine Hirtensorgfalt dem entferntesten Theile seiner Heerde in jenem Maße zuzuwenden, welches nöthig und nützlich gewesen wäre. Daher denn eine ganze Reihe von Übelständen in der kirchlichen Verwaltung und bei der Geistlichkeit überhaupt: der Priester waren nur wenige und leider gab es unter diesen Wenigen viele Unwürdige, die weder Beruf noch Befähigung für das geistliche Amt hatten und alles Andere eher suchten als das Heil der Seelen. Um von Schlimmerem zu schweigen, ließen sich manche der hiesigen Priester in Handelsspeculationen ein; einzelne hatten sogar förmliche Geschäftshäuser und andere beschäftigten sich mit Kauf und Verkauf von Pferden und Maulthieren. Selbstverständlich wurde dadurch die priesterliche Würde tief geschädigt, und man muß sich noch freuen, daß der Glaube darüber nicht vollständig zu Grunde gegangen ist.

Dieses waren die religiösen Zustände, welche von den ersten deutschen Einwanderern hier vorgefunden wurden. Der Kaiser Dom Pedro I. hatte nämlich gleich nach der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens (1822) den Plan gefaßt, die Provinz Rio Grande do Sul durch Herbeirufung deutscher Kolonisten zu bevölkern und zu kultiviren; die ersten Einwanderer, Rheinländer, Hunsrücker, Pfälzer, Hessen-Darmstädter und Hannoveraner, kamen im Jahre 1824 hier an und gründeten eine Kolonie am Rio dos Sinos, welche der Kaiserin Leopoldina, einer Tochter Kaiser Franz' I. von Österreich, zu Ehren Sao Leopoldo genannt wurde. Durch die schönsten Verheißungen waren die Leute zum Verlassen ihrer alten Heimath bewogen worden, aber bei ihrer Ankunft sahen sie ihre frohen Hoffnungen bitter getäuscht. Allerdings wies man ihnen gutes Land in hinreichender Menge an, aber dieses Land mußte zuerst urbar gemacht werden und war vorerst noch mit dem dichtesten Urwald bestanden und mit was für einem Urwald! Riesige Bäume, deren Arten sich kaum errathen lassen, stehen da dichtgedrängt und machen einander den Raum streitig, während dazwischen noch ein unentwirrbares Strangwerk von armdicken Schlingpflanzen von den Baumkronen zur Erde herabsteigen. In dieser Wildniß, welche bisher nur den Affen und zahlreichen bunten Vögeln zur Wohnstätte gedient hatte, sollten sich die Ankömmlinge eine neue Heimath gründen, diese undurchdringlichen Wälder in fruchtbare Felder verwandeln. Wie ganz anders hatten sie sich das ihnen verheißene Paradies gedacht! Statt dieses Paradieses fanden sie ein Land, welches mehr noch als alle andern verurtheilt schien, Dornen und Disteln zu tragen, mochten dieselben auch schöner aussehen als die in der deutschen Heimath verlassenen; denn all jenes Land, das den Einwanderern

[1] Nach dem Census von 1872 auf 4296 Q.-M. 367,022 Freie und 67,791 Sklaven, zusammen also 434,813 Seelen.

angewiesen wurde, trug einstweilen weder Mais noch Bataten, weder Orangen noch Bananen; sie fanden kaum Hütten vor, um sich vor der Ungunst der Witterung zu schützen, geschweige denn die ihnen in Aussicht gestellten hübschen Häuser; ja es fehlte sogar an den nothwendigsten Gegenständen, wie z. B. am Salz. Und dazu kam noch die Gefahr von Seiten der Wilden, die erst 1835 aus der Umgegend von Sao Leopoldo vollständig vertrieben wurden. Indessen überwanden die Ansiedler durch ihren Fleiß und ihre Ausdauer die ersten Schwierigkeiten, und unterstützt durch die Fruchtbarkeit des Bodens und das günstige Klima, hatte mancher es schon zu einem gewissen Wohlstande gebracht, als die Revolution von 1834 ausbrach.

Tropischer Urwald.

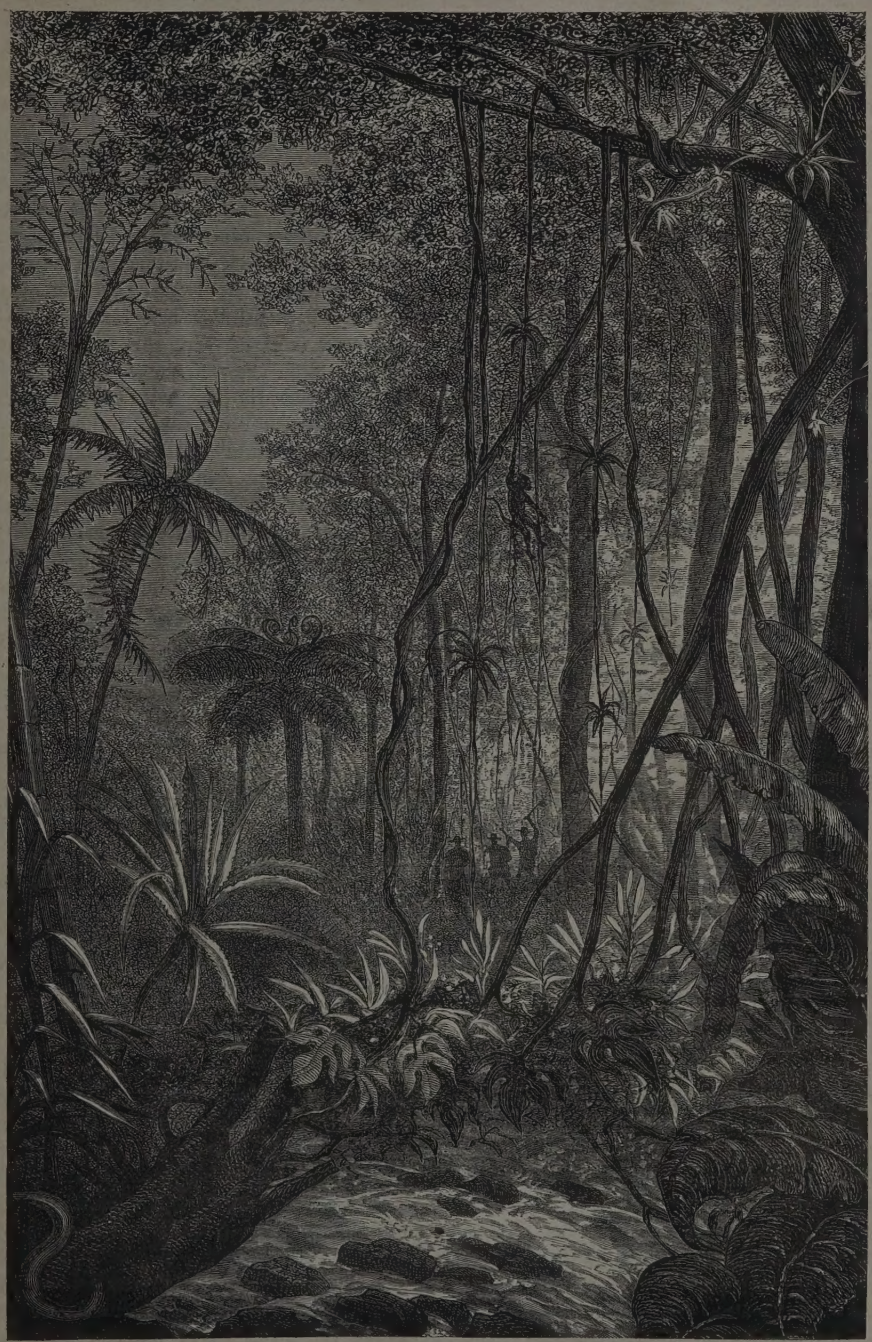
Wie stand es aber unter ihnen mit der Religion? Nicht zum Allerbesten, wie sich leicht denken läßt; im Gegentheile war die religiöse Lage der Kolonisten eine recht traurige. Meistens stammten sie aus confessionell gemischten Gegenden, und sie waren ausgewandert zu einer Zeit, in welcher das katholische Bewußtsein nicht so lebendig war in Deutschland, als es seit der Gefangennehmung des edlen Clemens August geworden ist. Bei ihrer Ankunft in der neuen Heimath war es ihnen ferner unmöglich, ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Allerdings gab es in der nächstgelegenen Pfarrei Santa Anna und später auch in Sao Leopoldo brasilianische Priester; allein weil diese des Deutschen nicht mächtig waren und auch wohl aus andern Gründen den Ankömmlingen nicht gefallen mochten, so wurden sie kaum anders in Anspruch genommen, als wenn eine Taufe zu vollziehen oder eine Ehe einzusegnen war; die Kranken und Sterbenden entbehrten des Trostes der heiligen Religion, und für die Jugend geschah nichts. Freilich suchten die guten Leute ihrer Andacht durch einen Laien-Gottesdienst zu genügen; überall errichteten sie Kapellen, in denen sie sich an Sonn- und Festtagen versammelten und die Bestunterrichteten den Gottesdienst leiteten. Doch dieser konnte keinen Ersatz für das fehlende Meßopfer und die fehlenden Sacramente bieten; leider wurden sogar manchmal ihre frommen Übungen durch sehr unerbauliche Zwistigkeiten unterbrochen. Noch schlimmer stand es in Bezug auf die Jugend, obgleich einige Schulen errichtet wurden, von denen einzelne sogar an ihrer Spitze gebildete Lehrer hatten. Denn theils weil die Ansiedlungen weithin zerstreut lagen, theils weil die Eltern ihre Kinder für die Arbeit in Haus und Feld nöthig hatten, war der Schulbesuch ein äußerst mangelhafter. Deßhalb wuchs die Jugend meistens ohne religiösen Unterricht und religiöse Erziehung heran, so daß nothwendig zu befürchten war, die folgende Generation werde ganz für die Kirche verloren gehen. Das Zusammenleben mit Andersgläubigen, die meistens gegen alle Religion ganz und gar gleichgiltig waren, mußte natürlich die religiöse Gleichgiltigkeit unter den Katholiken steigern; und gar manche sprachen mit der Zeit einer Einigung das Wort, die sich vollziehen sollte unter dem bekannten:

Wir glauben All' an einen Gott,
Türk', Heid' und Hottentott'.

Auch mit den sittlichen Zuständen konnte es unter den besagten Verhältnissen nur traurig stehen. Wenngleich im Allgemeinen deutsche Sitte den Vorrang behauptete und der Liederlichkeit das Bürgerrecht noch nicht eingeräumt war, herrschte doch auch manche Unsitte. Die Gemeinden waren in Folge der Parteiungen des Farrapenkrieges (= Lumpenkrieges, so nennt man hier zu Lande die Revolution von 1834) und der strittigen Landvermessungen vielfach uneinig; Processe folgten auf Processe, Schlägereien auf Schlägereien. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der vor den protestantischen Predigern geschlossenen gemischten Ehen, ohne garantirte katholische Kindererziehung, obgleich dieselben sogar nach dem bürgerlichen

Gesetze ungiltig waren. So mußte die Religion unter den Katholiken verlieren, und die Gutgesinnten unter ihnen seufzten und beteten um Arbeiter für diesen verlassenen Theil des Weinberges.

Aber woher sollten diese kommen? An wen sollten sich die Kolonisten um Hilfe wenden? Der Bischof von Rio Janeiro hatte keine deutschen Priester und doch war ihnen nur mit solchen gedient, da sie selbst meistens die Landessprache nicht erlernt hatten. Aus Deutschland war nicht viel zu erwarten. Brasiliens deutsche Kolonien waren daselbst verschrieen und um jene Zeit litt Deutschland selbst noch an Priestermangel; auch gab es dort vor 1848 keine Ordensgenossenschaften, die sich der hiesigen Deutschen hätten annehmen können. So war wenig Aussicht auf Hilfe; dagegen hielt es nicht schwer, die Zeit vorherzubestimmen, in der die religiöse Gleichgiltigkeit die letzten Reste des aus der Heimath herübergebrachten katholischen Glaubens austilgen würde.



Tropischer Urwald.

Indessen wo die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten, und als Alles verloren schien, wußte die göttliche Vorsehung die Handlungen der Feinde der Kirche zum Besten der katholischen Deutschen Süd-Brasiliens zu benützen. Im Jahre 1843 vertrieb der Dictator Rosas die Jesuiten aus der argentinischen Republik; zwei der vertriebenen Ordensleute, Spanier von Geburt, kamen nach Porto Alegre[1] und von

[1] Porto Alegre (oder Portalegre) ist die Haupt- und Hafenstadt der Provinz Rio Grande do Sul; sie liegt terassenförmig auf mehreren niederen Hügeln am östlichen Ufer des Nordendes des Lagoa dos Patos, dort wo sich die Flüsse Jakuhy, Cahy, Sinos und Gravatahy zur Lagoa de Viamão vereinigen. Es ist eine freundliche Stadt, die einen guten Eindruck macht; die Straßen sind meist geradlinig und (allerdings ziemlich schlecht) gepflastert, die Häuser solid, bequem und viele von geschmackvoller Bauart, die öffentlichen Gebäude, wenn auch ohne hervorragenden architektonischen Werth, im Ganzen doch den Anforderungen eines soliden, guten Geschmackes entsprechend. Die Zahl der Einwohner wird auf 20,000 angegeben, von denen ungefähr ein Drittel Fremde und unter diesen bei 500 Deutsche sind. (Vgl. J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. Leipzig 1868. Bd. 4 S. 10

ihrer Ankunft datirt ein Umschwung in den kirchlichen Verhältnissen der Provinz Rio Grande do Sul. Sie begannen sogleich unter der brasilianischen Bevölkerung Missionen abzuhalten und kamen zu diesem Zwecke auch nach S. Leopoldo. Leider verstanden sie die deutsche Sprache nicht, dennoch belebten sie auch den Eifer der deutschen Katholiken, welche in dem ganzen Auftreten der PP. Sato und Coris Priester erkannten, die nur vom Geiste Gottes sich leiten ließen und nur das Heil der Seelen im Auge hatten. Das Vertrauen, welches sie den Katholiken von S. Leopoldo einflößten, bewog gleichfalls die Kolonisten in den Pikaden, die Patres um Missionen in ihrer Mitte zu ersuchen; gern erfüllten diese die Bitte, wiewohl sie, wie gesagt, vom Deutschen nichts wußten, und hielten 1845 der Reihe nach Missionen in den Pikaden von S. Miguel dos dous Irmaos (Baumschneiß), Bom-Jardin (Berghanerschneiß) und S. José do Hortensio (Portugiesenschneiß). Die Predigten wurden in portugiesischer Sprache gehalten, welche nur wenige Ansiedler vollkommen, andere ein wenig, die meisten gar nicht verstanden; dennoch wurden sie nicht nur äußerst zahlreich besucht, sondern sie verfehlten auch nicht, großen Eindruck zu machen. Am Ende einer jeden Predigt dolmetschten diejenigen, welche sie verstanden hatten, das Gesagte ihren Mitbürgern, und konnte so auch nicht der vollkommenste Erfolg erwirkt werden, so wurden die Katholiken doch überall neu angeregt und das Verlangen nach dem Gottesdienst und nach den Heilsmitteln der Kirche wurde neu belebt und gestärkt.

Die Patres ihrerseits waren über die Haltung der Deutschen bei den Missionen sehr erbaut; sie sahen, daß die Zahl der deutschen Katholiken nicht unbedeutend — es mochten ihrer damals etwa 4—5000 sein —, daß die Gefahr, den Glauben unter den mißlichen Umständen zu verlieren, eine große und dringende sei. Da keine Aussicht vorhanden war, deutsche Weltpriester zu gewinnen, welche sich der schwierigen Seelsorge in der noch uncultivirten Provinz widmen wollten, wandte sich P. Berdugo, der Obere der spanischen Jesuiten, an den Provinzial der Gesellschaft Jesu in Österreich, um deutsche Patres für Süd-Brasilien zu erbitten. Allein erst im Jahre 1848 sorgte die Revolution durch die Vertreibung der Jesuiten aus Österreich dafür, daß die Erfüllung dieser Bitte möglich wurde. Zwei österreichische Jesuiten, die PP. Lipinski und Sedlak, segelten mit einem Laienbruder im Februar 1849 von Antwerpen ab, um die Seelsorge unter den deutschen Katholiken der Provinz Rio Grande do Sul zu übernehmen. Die Vorsehung weiß sich eben auch der Revolution zu bedienen.

Die Ankunft der beiden deutschen Missionäre im Juni 1849 war ein großes Ereigniß für die Kolonie; viele der guten Leute weinten vor Freude, als sie nach 20—25 Jahren wieder eine deutsche Predigt hören, wieder in der Muttersprache beichten konnten. Die Patres ließen sich in der Baumschneiß (S. Miguel dos dous Irmaos) nieder, und von hier aus berichtet P. Lipinski: „Die Baumschneiß, welche geistlicher Hilfe besonders benöthigte, war der erste Schauplatz unserer Arbeiten. Bei unserer Ankunft waren die Wahlen durch zwei Parteien, welche die Kolonie mit einer blutigen Revolution bedrohten, aufgehalten; aber Dank einer unerwarteten Fügung der Vorsehung kehrte die Ordnung zurück, als man es am wenigsten erwartete. Zwar hegten die Feinde des Glaubens feindselige Pläne gegen uns; die Bekehrung einiger Protestanten reizte sie so, daß sie uns öffentlich mit dem Tod drohten und einige Katholiken uns auf unseren Reisen begleiten und uns Waffen zur Vertheidigung gegen einen nächtlichen Angriff anbieten zu müssen glaubten; allein bisher blieb es bei den Drohungen und einigem wüsten Geschrei vor unserm Hause. Unterdessen aber gehen wir unseren heiligen Obliegenheiten nach, und die Mission blüht täglich mehr auf." [1]

Im Jahre 1846 hatte Pius IX. auf den Wunsch der brasilianischen Regierung in der Provinz Rio Grande ein Bisthum errichtet, und der neue Bischof ließ sich auch die Sorge für die deutschen Glieder seiner Heerde angelegen sein. Auf seinen Vorschlag gründete die Regierung zwei Pfarreien für die Deutschen, die eine in S. Miguel (Baumschneiß), die andere in S. José (Portugiesenschneiß); die beiden Missionäre wurden als Pfarrer (vigario) angestellt und als solche von der brasilianischen Regierung anerkannt. Ihrer Wirksamkeit eröffnete sich jedoch bald ein noch weiteres Feld. Die deutsche Einwanderung nahm einen neuen Aufschwung; im Anfange der fünfziger Jahre wurde die Kolonie Santa Cruz (etwa 15 Meilen von Portalegre und ebensoweit von S. Leopoldo) angelegt, die rasch zu großer Blüthe gelangte; ebenso wurden die beiden Ufer des Rio Jacuhy mit deutschen Einwanderern bevölkert. Etwa 20—30,000 Deutsche mochten damals in der Provinz wohnen, darunter etwa die Hälfte Katholiken. Ueberall fehlte es an Seelsorgern, und nach allen Seiten hin sollten die beiden Patres aushelfen. Durch wiederholten Sturz vom Pferde — hier zu Lande ist bei den weiten Entfernungen und dem Mangel an ordentlichen Wegen das Reiten eine absolute Nothwendigkeit — hatte P. Lipinski sich so schwer verletzt, daß er größere Reisen nicht mehr machen konnte; auf P. Sedlak lastete also der größte Theil der Arbeit, und bei seiner an und für sich schwächlichen Gesundheit mußte er unter der Last erliegen: Hilfe war daher dringend nothwendig; sie kam ihnen aus der deutschen Ordensprovinz.

Am 24. Juni 1858 landeten nämlich in Portalegre die PP. Bonifaz Klüber und Michael Kellner mit dem Laienbruder Ruhkamp, welche bestimmt waren, mit den beiden österreichischen Missionären die Arbeit zu theilen; und zwar sollten die beiden Ankömmlinge in jenen Kolonien, die der ordentlichen Pfarrseelsorge noch entbehrten, durch häufigere Besuche und Missionen den Mangel ersetzen. Sie gaben sich sofort an's Werk und ihre Missionen in den Kolonien Bukerberg, Theewald, Jammerthal u. s. w. wurden mit den schönsten Erfolgen gekrönt. Bisher hatte der Centralpunkt der deutschen Kolonien, S. Leopoldo, noch keinen deutschen Missionär in seiner Mitte; die dortige Pfarrei wurde von brasilianischen Geistlichen versehen. Eine Mission jedoch, die P. Klüber hier im Beginn des Jahres 1859 abhielt, veranlaßte die Pfarreingesessenen, Deutsche sowohl als Brasilianer, den eifrigen Missionär zu ihrem vigario (Pfarrer) von dem hochw. Bischof zu erbitten. Gerne erfüllte dieser den ihm vorgetragenen Wunsch, obgleich eine kleine Partei sich aus allen Kräften widersetzte; denn er hoffte durch diese Maßregel das Städtchen, welches in religiöser Beziehung tief gesunken war, für den Glauben zu retten. Als später neue Verstärkung aus Deutschland an-

Avé Lallemant in seiner Reise durch Süd-Brasilien I. S. 119 glaubt „an 3000 Deutsche in Porto Alegre" annehmen zu dürfen.)

[1] Annales de la propagation de la foi. XXIV. p. 137.

langte, erhielt gleichfalls Santa Cruz einen Pater zum Pfarrer, und in den letzten Jahren wurden noch folgende Stationen mit einer ständigen Seelsorge bedacht: S. Pedro do Bom Jardin (1868), S. Joao do Montenegro (1871), S. Antonio da Estrella (1873), S. Salvador (1876). Auch Portalegre hat schon seit 1869 einen deutschen Pater für die dort ziemlich zahlreichen Deutschen.

Um die Schwierigkeiten, die sich den Seelsorgern in den Weg stellen, zu erkennen, darf man nur einen Blick auf die örtlichen Verhältnisse werfen. Jede Pfarrei hat in ihrem Mittelpunkte die Pfarrkirche; da sie aber aus verschiedenen Picaden (Schneißen) bestehen, die meistens ihre eigenen Kapellen besitzen, zählt sie ebensoviele Filialen. Alle aber dehnen sich über einen weiten Raum aus, denn die Kolonisten wohnen nicht in Dörfern zusammen, sondern die Häuser liegen zerstreut in den Bergen und Thälern der Picaden umher. Die Pfarrei Santa Cruz hat in ihrer Länge 15 Legoas[1], die Pfarreien S. José und S. Salvator sind beinahe ebenso ausgedehnt, und die kleinsten haben immerhin in ihrer geringsten Breite 6 bis 7 Legoas. Rechnet man dazu den schlechten Zustand der Wege, die zur Regenzeit beinahe unpassirbar sind und für die erst in neuester Zeit besser gesorgt wird, so begreift sich, daß die Seelsorge eine äußerst schwierige ist; manchmal ist es mit Lebensgefahr verbunden, zur Nachtzeit den Kranken die heiligen Sterbesacramente zu bringen. Nicht gering ist auch die Schwierigkeit, die den Patres aus ihrer Stellung den Gemeinden gegenüber erwächst. Wir sprechen nicht davon, daß hier, wie überall, Protestanten und Freimaurer gegen die Jesuiten wühlen und durch ihre Verleumdungen einen Gott sei Dank! nur sehr geringen Theil der Katholiken aufhetzen, aber, wie eben bemerkt, besteht jede Pfarrei aus mehreren kleinen Picaden, die ihre eigenen Kapellen besitzen. Natürlich will jede dieser kleinen Gemeinden auch in ihrer Kapelle Gottesdienst haben, jede will eine Schule und einen Lehrer, alle glauben sich den andern und auch der Pfarrei gegenüber unabhängig; und ihre Ansprüche treten um so lauter auf, weil die Kolonisten selbst für alle Cultuskosten ꝛc. aufkommen müssen. Es hält nun schwer, allen diesen Ansprüchen gerecht zu werden; manche peinliche Verlegenheit entsteht, wenn es durchaus unmöglich ist, allen Wünschen zu entsprechen oder wenn gar, wie es bei einer confessionell so gemischten Bevölkerung auch geschehen kann und wirklich geschieht, ganz unkirchliche Forderungen gestellt werden.

Trotzdem also dieser Theil des Weinbergs seine mannigfaltigen Schwierigkeiten hat, fehlt es ihm doch auch keineswegs an Früchten. Allerdings treten nirgends großartige Erfolge zu Tage, aber auf manche trostreiche Erscheinungen dürfen die Missionäre mit Zufriedenheit hinblicken. Oder ist nicht das schon ein großer Trost für sie, daß durch ihre Wirksamkeit etwa 30,000 Katholiken, deren Zahl theils durch die hier sehr zahlreiche Nachkommenschaft, theils durch neue Einwanderung sich stetig mehrt, in ihrem Glauben erhalten werden, während sie ihn sonst so gut wie sicher verlieren würden? An andere Seelsorger ist nicht zu denken, denn brasilianische Priester passen für die deutsche Bevölkerung nicht, und eine hinreichende Anzahl deutscher Weltpriester würde selbst gegenwärtig wohl schwerlich zu finden sein. Wenn auch jetzt noch nicht alle Kolonisten die Vortheile einer geordneten Pfarrseelsorge genießen und sogar nicht einmal überall für einen regelmäßigen Gottesdienst gesorgt werden kann, so haben doch alle die Möglichkeit, ihre *wesentlichen* religiösen Bedürfnisse zu befriedigen; die ganze Jugend wird wenigstens nothdürftig im Glauben unterrichtet und den Kranken fehlt nicht der Trost der Sacramente auf ihrem Todesbette. „O wie gut ist es jetzt gegen früher," sagen gar oft die alten Kolonisten im Hinblick auf die Vergangenheit; „wären die Patres nicht gekommen, lebten wir jetzt wie die Wilden, ohne alle Religion. Früher konnten nicht einmal die Sterbenden den Besuch eines Priesters erlangen, jetzt haben wir Gelegenheit, uns oft den heiligen Sacramenten zu nähern." Freilich bleibt noch Manches zu wünschen; es herrscht nicht überall der Eifer der ersten Christen und auch manche Katholiken sind noch nicht überall in Bezug auf ihre eigenen geistigen Interessen mit sich selbst im Klaren; aber überall zeigen sich die Spuren eines wahren soliden Fortschrittes. Die Protestanten zerfallen immer mehr unter einander, Uneinigkeiten und Spaltungen treten immer häufiger hervor, und die Zwistigkeiten mit den Predigern mehren sich; diese letzteren verlieren von Jahr zu Jahr an Ansehen und müssen sich in ihren Predigten dem Geschmacke und dem Gutdünken ihrer Zuhörer anbequemen. Bei den Katholiken ist das Gegentheil der Fall: die katholischen Gemeinden einigen sich stets mehr und mehr, und die Auctorität der Kirche und ihrer Diener wird immer besser verstanden und anerkannt. Während daher unter den Protestanten der Indifferentismus und der Rationalismus überhandnehmen, erstarken die Katholiken im Glauben, und die religiöse Gleichgiltigkeit verschwindet; von Jahr zu Jahr können wir die tröstliche Erfahrung machen, daß die Zahl derer, welche die Kirche nicht besuchen und die heiligen Sacramente nicht empfangen, in starkem Rückgang ist.

Der Kirchenbesuch ist hier zu Lande nicht so fleißig wie in den katholischen Provinzen Deutschlands; allein in Deutschland ist er auch nicht mit so großen Schwierigkeiten verbunden. Wie viele wohnen hier zwei, drei, vier und mehr Stunden von der Kirche entfernt, und doch sind diejenigen nicht selten, welche trotz dieser Entfernung ihre religiösen Pflichten pünktlich erfüllen. Auf den fremden Besucher macht es einen ebenso überraschenden als wohlthuenden Eindruck, wenn an Sonn- und Festtagen in der Frühe aus allen Thälern und Schluchten und Wäldern heraus die Kirchengänger im Sonntagsschmuck zu Pferde heranreiten, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen mit Säuglingen, sogar Greise und Kinder. Da erkennt man erst, wie viele Leute in diesen Wäldern leben, und doch kann höchstens der vierte Theil der Pfarrkinder den Gottesdienst besuchen. Auch der Empfang der heiligen Sacramente nimmt jährlich zu; trotz der großen Entfernungen von der Kirche gibt es jetzt in allen Picaden, in welchen regelmäßiger Gottesdienst stattfindet, nicht ganz wenige Personen, die monatlich zum Tische des Herrn treten, und an den Festtagen, ganz besonders aber an den Muttergottesfesten, ist der Zudrang zu den heiligen Sacramenten sogar ein großer. Zur Beförderung des Eifers wurden in allen Pfarreien und Kapellen Bruderschaften mit großem Erfolge eingeführt; außer diesen rein kirchlichen Gesellschaften bestehen in den größeren Gemeinden (Santa Cruz, Estrella, Dous Irmaos, Portalegre) auch katholische Lesevereine, Gesangvereine ꝛc., und in allen Picaden gibt es durch und

[1] Eine Legoa ist etwas mehr als 6 Kilometer; 15 Legoas sind also mehr als 90 Kilometer oder 12 geogr. Meilen.

durch fromme Katholiken, die mit Ernst und Eifer ohne alle Menschenfurcht für die Kirche einstehen.

Zum Beweise dafür, daß die Religiosität in den deutschen Kolonien nicht bloßer Schein ist, dürfen wir auf die Kirchenbauten und den Zustand der Sittlichkeit hinweisen. Die Kirchen müssen ohne alle Beihilfe von Seiten des Staates oder der Provinz auf alleinige Kosten der Kolonisten erbaut werden; natürlich sind aber die Kolonisten nichts weniger als reich, wenn sie auch bereits ihr gutes Auskommen haben, und die Opfer, welche sie sich daher für die Kirchenbauten auflegen, sind nicht unbedeutend. Dennoch sind einige dieser Kirchen nicht nur ziemlich groß und geräumig, sondern auch hübsch, wie in der Baumschneiß, in der Portugiesenschneiß u. s. w. Freilich bleibt noch Manches in dieser Beziehung zu thun, und einzelne Picaden, die es noch nicht zu einer Kapelle gebracht haben, werden wohl gezwungen sein, sich an die Mildthätigkeit frommer Vereine in Europa zu wenden, um die Mittel zu dem nothwendigen Bau zu finden. Denn die neuen Ankömmlinge, welche im Urwalde sich eine Heimath zu gründen suchen und neue Picaden beginnen, sind meistens noch ganz arm; da fehlt es dann zuweilen am Nothwendigsten, um die heiligen Geheimnisse zu feiern, und der liebe Heiland im heiligen Sacrament muß dort auf's Neue seine Liebe zur Armuth beweisen.

Was die Sittlichkeit angeht, so kann man dieselbe in den Picaden (nicht so in den Städten) nur loben. Die weiten Entfernungen zwischen den einzelnen Wohnungen und die hier allgemeine Sitte der frühen Heirathen verhindern gar manchen Unfug; allein der Hauptgrund der durchgehends hier herrschenden Reinheit der Sitten liegt in dem religiösen Leben, durch welches das Gewissen gebildet, geschärft und gehoben wird. Nicht weniger ist ein Fortschritt des Rechtsgefühls unverkennbar; Prozesse und Schlägereien sind weit seltener, als sie es

Porto Alegre.

ehedem waren, Verletzungen des Eigenthums kommen kaum vor, und wahrhaft erstaunlich ist das Vertrauen, das namentlich den Katholiken in Geschäftssachen geschenkt wird.

Wenn wir diese Hebung der Sittlichkeit in den Kolonien, die Zunahme des Kirchenbesuches, die Besserung der kirchlichen Verhältnisse, die großen Opfer für kirchliche Zwecke, die wachsende Anhänglichkeit an den heiligen Glauben in Betracht ziehen, so dürfen wir mit froher Hoffnung der Zukunft entgegensehen. Gebe der liebe Gott, daß die Feinde der Religion nicht auch hier mit Gewaltmitteln die Kirche zu unterdrücken beginnen; in Brasilien fehlt es an sogen. Culturkämpfern nicht, aber bis jetzt haben sie in unserer Provinz noch nicht offen aufzutreten gewagt. In den Reisebeschreibungen, z. B. von Avé Lallemant, von Tschudi ꝛc., sowie in manchen geographischen Handbüchern (sogar in Wappäus, der sich doch sonst der Unparteilichkeit befleißigt) wird den Jesuiten vorgeworfen, sie hätten den religiösen Frieden unter der confessionell gemischten Bevölkerung der Kolonien gestört. Die Anklage hat insofern ihre Berechtigung, als die Jesuiten wirklich gegen die religiöse Gleichgiltigkeit, die sich durch den jahrelangen Priestermangel unter die katholischen Kolonisten eingeschlichen hatte, aus allen Kräften ankämpfen und nicht weniger sich bemühen (namentlich auch in Bezug auf die Ehe), die Katholiken zur Beobachtung der Kirchengebote anzuhalten. Daß aber durch dieses Bemühen der wahre volle Frieden zwischen den Confessionen auch nicht im Geringsten gestört wurde, ist eine Thatsache, die Niemand läugnen kann. Trotz der beständigen Hetzereien der schlechten Blätter, trotz vieler Ausfälle protestantischer Prediger, trotz deren gesetzwidriger Propaganda ist daher nicht nur keine Störung im Verkehre zwischen Katholiken und Protestanten eingetreten, sondern es herrscht vielmehr gegenseitige Liebe und gegenseitiges Vertrauen. Als vor ein paar Jahren die Frei-

maurer sich bemühten, die Jesuiten zu vertreiben, wollten auch manche Protestanten die Gegenvorstellungen der Katholiken unterschreiben, wie denn überhaupt die Patres bei jenen Protestanten, welche mit ihnen in Verbindung stehen, großes Ansehen genießen.

Unser Überblick über die Mission in den Kolonien würde unvollständig sein, wenn wir nicht noch ein paar Unternehmen erwähnten, welche für die Kolonisten nicht ohne Bedeutung sind. Wir meinen zunächst das kleine Colleg von S. Leopoldo. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, aus Deutschland die nöthige Anzahl gebildeter Lehrer für die hiesigen Schulen zu erhalten; die brasilianischen Lehrer aber, deren einige von der Regierung angestellt wurden, können den deutschen Kindern nichts nützen. Deßhalb war es schon längst im Plan, eine Anstalt in's Leben zu rufen, in welcher Lehrer für die deutschen Kolonien herangebildet würden. P. Feldhaus machte daher zuerst in S. Leopoldo im Jahre 1869 den Anfang mit einer höhern Knabenschule, die zugleich den Elementarunterricht für die deutschen Knaben der Stadt übernahm. Bald baten auch Deutsche und sogar Brasilianer von Portalegre um Aufnahme für ihre Kinder, und es mußte deßhalb mit der Schule ein kleines Pensionat verbunden werden. Natürlich wurde auch diese Schule, besonders als ihre Erfolge nicht geläugnet werden konnten, auf das Heftigste von den Gegnern der Kirche angefeindet, verleumdet u. s. w., aber sie blüht trotzdem auf, und ihre ersten Zöglinge sind bereits, nachdem sie ihre Examen bestanden haben, von der Regierung als Lehrer angestellt worden. Weil aber die deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu außer Stande ist, für die stets wachsende Zahl der Pfarreien die hinreichende Anzahl von Priestern zu schicken, verfolgt das kleine Colleg von S. Leopoldo zugleich den Zweck, diejenigen Söhne von Kolonisten, welche Beruf und Anlage haben, zu Priestern heranzubilden. Auch in dieser Beziehung ist ein Anfang gemacht, und wir dürfen die gegründete Hoffnung hegen, daß mit der Zeit ein einheimischer deutscher Klerus die deutschen Kolonien pastoriren werde. Neben dem Colleg von S. Leopoldo, das den höhern Unterricht für die männliche Jugend besorgt, dürfen wir die Schwestern vom hl. Franziscus nicht vergessen, die seit 1872 in S. Leopoldo und seit 1874 in Santa Cruz sehr blühende Anstalten für die Erziehung der weiblichen Jugend errichtet haben. Indessen gehen wir hier nicht näher darauf ein, da über dieselben bereits ausführlich berichtet wurde[1].

Erwähnung verdient endlich noch, daß auch die katholische Presse nicht ganz leer ausgegangen ist. Bereits seit längerer Zeit existiren in der Provinz zwei Blätter in deutscher Sprache, die aber beide wetteiferten im Hasse gegen die katholische Kirche und jede positive Religion[2]; ein katholisches Blatt war daher eine Nothwendigkeit, wenn man nicht die deutschen Katholiken der Kolonien der größten Gefahr aussetzen wollte. So wurde im Jahre 1871 in S. Leopoldo das wöchentlich zweimal erscheinende „Deutsche Volksblatt" gegründet. Anfangs fristete es eine sehr kümmerliche Existenz, aber im Laufe der Jahre hat es sich viele Freunde gewonnen, und es zählt jetzt seine Abonnenten auch schon unter den Deutschen anderer Provinzen. Seine entschieden katholische Haltung will natürlich den Freimaurern und verbissenen Protestanten nicht gefallen; diese würden wohl gern den Missionären alles Andere verzeihen, wenn sie nur das Colleg von S. Leopoldo und das Deutsche Volksblatt wollten eingehen lassen; aber offenbar ist diese Wuth der Freimaurer nur ein Beweis, daß diese beiden Unternehmen die nothwendigsten für die Mission sind. Die Patres denken auch nicht im Entferntesten daran, dieselben aus der Hand zu lassen, im Gegentheil wenden sie ihnen nur um so größere Sorge und um so größeren Eifer zu.

Das wäre ein kleiner Überblick über die hiesige Mission; er hat zwar des Interessanten nicht sehr viel zu bieten, und wie schon oben bemerkt wurde, ist von einer großartigen Thätigkeit und von großartigen Erfolgen hier nicht die Rede; aber der liebe Gott segnet doch unsere geringen Arbeiten. Die deutschen Kolonien dehnen sich hier immer weiter aus; in nicht gar ferner Zukunft dürften in der Provinz Rio Grande do Sul etwa 100,000 deutsche Katholiken wohnen, und da sich diese ganz gegen die Brasilianer abschließen, wird sich hier mit Gottes Hilfe ein katholisches Völkchen inmitten des so mannigfach verflachten und verkommenen Süd-Amerika bilden.

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1875, S. 69—74: „Deutsche Schwestern in Süd-Brasilien."

[2] Der Hauptredakteur des einen dieser beiden Blätter, der „Deutschen Zeitung" von Portalegre, ist ein gewisser Karl von Koseritz, der wohl zuweilen auch in die Leipziger „Bauhütte" schreibt; er ist nämlich Meister vom Stuhl der Loge zur Eintracht von Portalegre und redigirt außer seiner „Deutschen Zeitung" auch noch ein speciell für die Freimaurer bestimmtes Blatt „Acacia". Weß Geistes Kind er ist, hat er klar in der Bauhütte (Nro. 42, 14. Okt. 1876) ausgesprochen, indem er sich frei und offen zum Atheismus bekennt und eine ganz merkwürdige Erklärung gibt, was er unter dem „allmächtigen Baumeister der Welt" verstehe, an den die Freimaurer noch zu glauben vorgeben. A. d. R.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Kwangtong. Über den Handel, der in den Südprovinzen China's mit geraubten tongkinesischen Mädchen und Frauen getrieben wird, waren uns lange keine Nachrichten mehr zugekommen[1], so daß wir mit Grund annehmen zu können glaubten, derselbe habe so ziemlich aufgehört. Neuere Briefe des hochw. Herrn Delavay aus Kwangton vom 18. Juni 1877 zeigen uns aber, daß wir uns im Irrthum befanden. Herr Delavay schreibt:

„Aus den beiliegenden Briefen meiner beiden Mitbrüder, der Herren Chagot und Mioux, werden Sie ersehen, daß der schändliche Handel mit Annamitinnen noch nicht sein Ende erreicht, sondern bloß den Markt gewechselt hat. Statt nach Pak-hoi werden die unglücklichen Opfer jetzt nach Hon-pu gebracht. Hon-pu ist ein ziemlich besuchter Hafen, zwei Stunden oberhalb der Mündung eines Flüßchens, das in Kwangsi entspringt, einen Theil des Gebietes von Ko-tschëu durchfließt und sich in die nordöstliche Ecke des Golfes von Tongkin ergießt; der Distrikt von Ko-tschëu bildet die Mission des Herrn Mioux, der

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1873, S. 1 ff.; 1874, S. 16. 63. 154; 1875, S. 256; 1876, S. 83.

seinen ständigen Sitz etwa 4 Meilen von Hon-pu hat. Herr Chagot also schrieb mir aus Lui-tschëu am 21. Mai: ‚Ich habe den gestrigen Pfingstsonntag in einem kleinen Dorfe, eine halbe Stunde von der Stadt, gefeiert, bin aber heute schon nach Lui-tschëu zurückgekehrt, um Sie zu bitten, sich einiger geraubten Annamitinnen anzunehmen. 33 annamitische Frauen und Jungfrauen und 4 Knaben sind von den Seeräubern in einem kleinen Hafen nördlich von Lui-tschëu, auf dem Gebiet von Ko-tschëu, ausgeschifft worden; der Hafen heißt Hon-pu oder Nganpu. Unter den 33 Frauen befinden sich, wie man mir gesagt hat, zum mindensten 5 Christinnen; zwei der Knaben sind etwa 14, einer 10 und der jüngste 7 Jahre alt. 21 dieser Gefangenen sind am 27. des 2. Mondes und die 16 andern am 17. des 3. Mondes in Hon-pu angekommen. Der Mandarin empfängt für jede Person, die verkauft wird, 4300 Sapeken (etwa 20 Mark) als Abgabe. Da augenblicklich hier eine kleine Verfolgung wüthet[1], kann ich selbst die Stadt nicht verlassen und bitte Sie deßhalb, die nöthigen Schritte zur Befreiung der 37 Annamiten zu thun.‘ In Folge dieses Briefes gab ich dem Herrn Mioux, der in der Nähe von Hon-pu wohnt, den Auftrag, sich an die Mandarine zu wenden; allein er schrieb mir am 2. Juni: ‚Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen mittheilen, daß meine Schritte bei den Mandarinen umsonst waren; aus beiliegender Abschrift meiner Eingabe an den französischen Consul Harvet zu Pakhoi werden Sie sehen, wie die Sachen stehen.‘ Der Brief des Herrn Mioux an den Consul hatte folgenden Wortlaut; ich bemerke nur vorher, daß Herr Harvet Protestant ist, aber er zeigt sich sehr dienstfertig gegen die Missionäre, und hat ihnen sowohl früher als Consul von Hainan, wie auch als Consul zu Pakhoi manche Dienste geleistet.

‚Herr Consul! Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einem Briefe belästige, allein Sie haben mir schon so vielfach Ihr Wohlwollen erwiesen, daß ich kein Bedenken trage, mich wieder an Sie zu wenden. Es handelt sich um annamitische Mädchen und Frauen, die von den Seeräubern in Tongkin gestohlen und auf chinesischem Gebiete verkauft werden. Mehr als einmal schon hat die öffentliche Meinung diesen Menschenhandel verurtheilt, und vor zwei Jahren hat der Vicekönig von Canton, gedrängt von den Europäern, mehrere Mandarine des Bezirkes von Lui-tschëu abgesetzt, die diesen Handel begünstigten. Dadurch ist dem Menschenhandel in Pakhoi so ziemlich ein Ende gemacht worden, aber er hat nur den Markt gewechselt, indem er jetzt zu Hon-pu in großer Blüthe steht. Seit 14 bis 15 Monaten sind in Hon-pu mehr als 300 annamitische Frauen verkauft worden, und unter ihnen befanden sich sehr viele Christinnen. Der Ortsmandarin begünstigt diesen Handel, da er nicht nur von den Seeräubern für jede verkaufte Frau eine bestimmte Summe als Abgabe empfängt, sondern auch jüngst zwei Annamitinnen als Geschenk erhalten hat. Der Mandarin der Stadt Tschek-tschen, in deren Nähe ich wohne, unterstützt den Mandarin von Hon-pu, und dieser scheut sich daher nicht, sein Spiel offen zu treiben.

‚Diese Thatsachen sind allgemein bekannt und können leicht bewiesen werden. Sobald ich sie erfuhr, habe ich mich als Missionär verpflichtet geglaubt, um die Seelen dieser unglücklichen Christinnen zu retten, an den Mandarin von Tschek-tschen zu schreiben und ihn auf das Treiben seines Untergebenen zu Hon-pu aufmerksam zu machen. Ich erhielt nur eine ausweichende Antwort und bat deßhalb um eine persönliche Zusammenkunft, um ihn zu überzeugen. Bei unserer Unterredung mußte er die Thatsache des Menschenhandels in Hon-pu eingestehen, aber er wollte die Schuld des Mandarinen von Hon-pu nicht anerkennen. Da dieses nur eine List von seiner Seite war, schlug ich ihm vor, zwei Boten nach Hon-pu zu senden, einen Heiden und einen Christen, die zusehen sollten, ob beim Mandarin sich nicht die zwei annamitischen Mädchen befänden, die nach dem öffentlichen Gerede von den Seeräubern ihm geschenkt seien und also sein Einverständniß mit ihnen beweisen würden. Mein Vorschlag wurde angenommen, und nun sandte der Mandarin von Hon-pu die beiden Annamitinnen, die wirklich bei ihm gefunden worden waren, mir zu. Aber was geschah? Der Mandarin von Tschek-tschen fürchtete nun für seine eigene Haut, und deßhalb wollte er nicht gestatten, daß mir die beiden Mädchen übergeben würden; er wendete ein, sie seien keine Annamitinnen, sondern Chinesinnen aus dem Distrikt von Lui-tschëu. Das war offenbar eine Unwahrheit; denn der Mandarin von Hon-pu hätte sie sicher nicht abgegeben, wenn sie Chinesinnen gewesen wären; um aber ganz sicher zu sein, verlangte ich sie zu sehen. Beim ersten Anblick war es nicht schwer, die annamitische Gesichtsbildung zu erkennen, und in der chinesischen Sprache konnten sie sich kaum verständlich machen. Es schien mir also, der Mandarin müsse sie mir herausgeben; aber er wollte nichts davon hören und bemerkte schließlich, daß diese Dinge mich nichts angingen.

‚Da ich somit beim Mandarin von Tschek-tschen nichts ausrichten kann, wende ich mich mit vollem Vertrauen an Sie, Herr Consul! Ich bin überzeugt, daß Sie sich mit dem nämlichen Eifer um diese Unglücklichen bemühen werden, mit dem Sie sich vor zwei Jahren um so viele andere ihrer Landsleute bemüht haben. Wenn Sie ein Wort an den Mandarin von Tschek-tschen und an den Obermandarin von Ko-tschëu richten wollen, werden dieselben mir viele annamitische Mädchen und Frauen übergeben können, damit dieselben dann von Pakhoi aus wieder in ihr Vaterland zu ihren Familien zurückkehren können.‘

„Nach diesem Bericht des Herrn Mioux sendete ich meinen Katechisten aus, um meinerseits zur Befreiung der Annamitinnen mitzuwirken; Herr Harvet gab ihm ein offizielles Schreiben an den Obermandarin von Ko-tschëu mit, aber bisher habe ich noch keine Nachricht von dem Erfolge seiner Reise. Dagegen habe ich vor einigen Tagen zwei andere annamitische Christinnen loskaufen können, von denen die eine bereits vor mehreren Jahren, die andere vor einigen Monaten geraubt worden war; sie werden beide in den nächsten Tagen nach Annam zurückkehren.“

[1] Über diese Verfolgung entnehmen wir einem andern Briefe des Herrn Chagot vom nämlichen Tage Folgendes: „Die Mandarine haben neue Abgaben eingeführt, und böswilligerweise wurde das dumme Gerücht verbreitet, die Missionäre und Christen trügen die Schuld an diesen neuen Steuern. Am 24. des 3. Mondes (7. Mai) rottete sich das Volk zusammen und verbrannte, ungestört von den Mandarinen, die neuen Zollgebäude; unterdessen ertönte der Ruf: ‚Zur Kapelle, damit wir auch sie verbrennen!‘ Gott sei Dank, hatte die Aufregung aber keine weiteren Folgen, und die Kapelle wurde nicht beschädigt. Am 3. des 4. Mondes (16. Mai) schlossen die Kaufleute ihre Läden, weil sie Plünderung fürchteten; wirklich wurden auch am folgenden Tage drei Häuser geplündert; eines soll bis 10,000 Piaster (50,000 M.) verloren haben. Die Mandarine haben aus einem benachbarten Bezirk etwa 100 Soldaten herangezogen, aber sie wagen nicht die Schuldigen zu verhaften. Noch immer ist die Kapelle bedroht, und ihre Zerstörung würde eine neue Plünderung der Christen herbeiführen. Auch zu Pa-ket haben die Heiden sich verabredet, die Kapelle ihres Dorfes zu zerstören, die Christen zu vertreiben und sich ihrer Felder zu bemächtigen. Unter diesen Umständen darf ich die Stadt nicht verlassen, damit man nicht meine, ich wolle fliehen; meine Flucht würde das Zeichen zur Zerstörung der hiesigen Kapelle und aller andern im ganzen Bezirke werden. Die Mandarine von Lui-tschëu haben keinen Muth und keine Kraft.“

Fukian (Fokien oder Fu-kjang, d. h. „glückliche Niederlassung") ist eine der südöstlichen Provinzen des chinesischen Reiches, die sich von der Fukianstraße (zwischen dem Festland und der Insel Formosa) stufenweise gegen das Ta-jü-ling-Gebirge erhebt. Sie hat beinahe 23 Millionen Einwohner auf etwas mehr als 2000 Quadratmeilen, ist also verhältnißmäßig $2^1/_2$mal so stark bevölkert als das deutsche Reich. Daher geht von hier aus stets eine starke Auswanderung nach der indischen Inselwelt, nach Cochinchina, Siam u. s. w. In ihrem ganzen Wesen sind die Bewohner von den übrigen Chinesen vielfach verschieden; auch in ihrer Sprache weichen sie bedeutend ab. Sie sind geistig frischer, rühriger und unternehmender, daneben aber auch ungemein stolz und eingebildet.

Das Christenthum hielt seinen Einzug in diese Provinz im Jahre 1631; Dominikaner brachten es hin von Formosa aus und befruchteten die ausgestreute Saat zu wiederholten Malen durch ihr Blut; bereits am 15. Januar 1648 wurde P. Franz Ferdinand von Capillas für den Glauben getödtet, und im Jahre 1746 erlitten fünf Patres den Tod, unter ihnen P. Petrus Sanz, der erste Dominikaner-Bischof Fukian's. Bis auf den heutigen Tag ist diese Mission stets den Predigerbrüdern anvertraut geblieben; Msgr. Michael Calderon aus dem Dominikanerorden, Bischof von Bodona i. p. i., leitet sie seit dem 9. September 1841; ihm zur Seite steht als Coadjutor sein Ordensbruder Msgr. Thomas Gentili, Bischof von Dionysia i. p. i. seit dem 7. Juni 1868.

P. Franziskus Cea, O. Praed., Missionär in Fukian.

Das ganze Gebiet der Mission zerfällt gegenwärtig in fünf Distrikte. Fu-gan, im Norden der Provinz, ist der älteste, aber wegen seiner Entfernung von der Hauptstadt und vom Meere den meisten Quälereien von Seiten der Heiden ausgesetzt. In Fu-gan wurde 1848 eine hübsche Kirche gebaut. Die Hauptstadt der Provinz, Fu-tschëu, bildet den Mittelpunkt des zweiten Distriktes; die Christengemeinde besteht hier beinahe bloß aus Fischern, die an beiden Ufern des bei Fu-tschëu mündenden Flusses bis etwa 20 Meilen aufwärts von der Mündung wohnen. Während der vier Wintermonate allein kann der Missionär sie besuchen, um ihnen auf ihren schwimmenden Wohnungen, auf denen sie ihr ganzes Leben zubringen, die heiligen Sacramente zu spenden. Im Jahre 1864 forderten die Missionäre durch die Vermittlung der französischen Gesandtschaft von Peking eine Kirche zurück, die man der Mission während der Verfolgung von 1722 geraubt und in einen heidnischen Tempel verwandelt hatte; ihr Recht auf diese Kirche wurde auch von der chinesischen Regierung anerkannt, aber weil die Mandarine den Tempel nicht preisgeben wollten, boten sie dem apostolischen Vikar ein großes Grundstück am Flusse an. Nothgedrungen ging dieser auf den Tausch ein, und dort erhebt sich jetzt die Residenz und die Kirche. In dem dritten Distrikte Hing-Hua-fu ist die Mission erst jüngeren Ursprungs; 1200 Neophyten sind hier über einen ziemlich großen Bezirk zerstreut, und einzelne Stationen können nur mit Lebensgefahr besucht werden. Auch der vierte Distrikt Tschiang-fu im Westen der Provinz, an der Grenze von Kiangsi, ist erst in neuerer Zeit von den Missionären besucht worden; die Zahl der Christen ist daher ebenfalls noch unbedeutend — sie beträgt bloß 800 bis 1000 Seelen, und diese wohnen so zerstreut, daß der Missionär beständig auf der Reise sein muß, um Alle wenigstens einmal im Jahre zu besuchen. Am blühendsten ist die Mission im fünften Distrikt Tschiang-tschen; hier liegt Amoy, der Haupthafen der Provinz, hier hat auch der apostolische Vikar seinen Sitz, und hier sind die meisten Missionäre thätig. Bereits im Jahre 1841, während des englisch-chinesischen Opiumkrieges, versuchten die PP. Cea und Coltell in Fukian einzudringen; als die Engländer Amoy erobert hatten, gelang es den beiden Dominikanern, trotz aller Nachstellungen der Seeräuber, von Manila aus die nur durch einen schmalen Meerarm von Amoy getrennte Insel Kolon-su zu erreichen. Hier arbeiteten sie zunächst unter den irischen Katholiken der englischen Armee; als diese aber nach dem Frieden von Nangkin (August 1842) Amoy verließ, blieb P. Cea zurück und begann, unterstützt von den unterdessen angelangten PP. Aguilar und Rosada, die Mission unter den Heiden.

Weil die Regierung den Aufenthalt der Europäer nur in fünf Häfen gestattete, mußte P. Cea, der zu Au-poa eine Christengemeinde gegründet hatte, stets versteckt leben; trotzdem begann er den Bau einer Kirche, und von seinem Versteck aus ermuthigte er die Arbeiter gegen die stets sich erneuernden Anfeindungen der Heiden. Im Jahre 1846 erlangte der französische Gesandte Lagrenée einen Erlaß der chinesischen Regierung, welcher die christliche Religion als eine geduldete verkündete; jetzt konnte P. Cea offen den Bau der Kirche leiten, und im Jahre 1849 wurde dieselbe feierlich eröffnet. Gegenwärtig ist sie schon viel zu klein. Ganz besonders war es seine große Liebe, durch welche P. Cea die Herzen der Heiden ge-

wann; Alles, was er erhielt, ging in Almosen auf. Diese Liebe zeigte er aber in ganz vorzüglicher Weise in Bezug auf die ausgesetzten Kinder. Im vorigen Jahrgang[1] haben wir einige offizielle Erlasse der Regierung von Fu-tschëu mitgetheilt, aus denen hervorgeht, daß das Aussetzen der kleinen Mädchen gerade in der Provinz Fukian etwas sehr Gewöhnliches ist; P. Cea hatte daher Gelegenheit genug, seine Liebe zu beweisen; eine sehr große Zahl von Kindern wurde von ihm an den Ufern der Flüsse aufgelesen oder aus den Cloaken herausgezogen, und wenn auch verhältnißmäßig nur wenige von ihnen am Leben blieben, so wurden doch alle diese durch die heilige Taufe für den Himmel gerettet. P. Cea erlag seinen apostolischen Arbeiten nach 35jähriger Thätigkeit am 2. Februar 1875.

Unterdessen hatten seine Mitbrüder an andern Orten des Distriktes Gemeinden gegründet und Kirchen erbaut; eine der größten wurde 1855 zu Kan-boa eröffnet. P. Bourneau schrieb am 7. Mai 1877 aus Amoy: „Die Kirche macht in unserm Distrikt ungemein tröstliche Fortschritte; zu Petschiu wurde eine neue Gemeinde gegründet, und in den letzten Tagen empfingen 80 Erwachsene daselbst die heilige Taufe; zu Toa-lin wurden 22 Neophyten von Msgr. Gentili gefirmt. Seit einigen Monaten sind auch Ordensschwestern in Amoy eingetroffen, um die Leitung des vom Kindheitsvereine gegründeten Waisenhauses zu übernehmen; sie gehören der von der ehrw. Magdalena von Canossa im Jahre 1808 gegründeten Congregation der Armenmägde an." In einem andern am 15. October 1877 aus Amoy geschriebenen Briefe heißt es: „Die Cholera hat von April bis August in Amoy und Fu-tschëu große Verheerungen angerichtet; in letzterer Stadt starben in 20 Tagen über 4000 Personen, unter ihnen 23 Christen. Die Canossanerinnen in Amoy aber und ihre zahlreichen Waisen haben nichts von der Cholera zu leiden gehabt; auch die Gemeinde von Kanboa ist wunderbar bewahrt geblieben. Die Christen von Kanboa schreiben ihre Errettung von der Seuche der lieben

Residenz und Kirche von Aupoa (Fukian).

Mutter Gottes von Lourdes zu, die sie unter dem Namen Tschio-tau-sien-bo (d. i. die heilige Jungfrau vom Felsen) verehren." Die Mission von Fukian zählt etwa 40,000 Seelen, unter denen 16 europäische Dominikaner und 10 einheimische Priester ihre Thätigkeit ausüben.

Ostindien.

Apost. Vikariat Bombay. Als kleine Ergänzung zu den in dem vorhergehenden Jahrgang gegebenen Notizen über die katholischen Anstalten in Bombay theilen wir aus einem uns gütigst zur Verfügung gestellten Privatbrief des hochw. P. Karl Eberschweiler folgende Angaben über die Zahl der in den Missionsschulen unterrichteten Knaben mit.

Das St. Franz Xavers-Colleg auf der Esplanade in Bombay hat 603 Schüler; von diesen sind 6 Seminaristen, 28 studiren Philosophie ꝛc., 200 sind in den verschiedenen Klassen der Lateinschulen und 369 in den Real- und Elementarklassen.

Die St. Mary's-Institution in Mazagon, ein Pensionat und Waisenhaus, hat 358 Zöglinge, von denen 52 die lateinischen, 306 die Real- und Elementarklassen besuchen. 215 sind Pensionäre oder Waisen, 143 Tagesschüler, die bloß am Unterrichte theilnehmen. Mit dieser Anstalt ist eine portugiesische Elementarschule verbunden, die 43 Schüler hat; so daß in Mazagon also im Ganzen 401 Knaben unterrichtet und erzogen werden.

Die St. Stanislaus-Schule in Bandora, verbunden mit einer Anstalt für eingeborene Waisen, hat 240 Schüler, nämlich 154 Waisen und 86 Tagesschüler; nur 15 von ihnen sind Lateinschüler, die andern besuchen die Elementarklassen oder erlernen Handwerke.

Die St. Franz Xavers-Schule in Puna wird von

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1877, S. 121 ff.

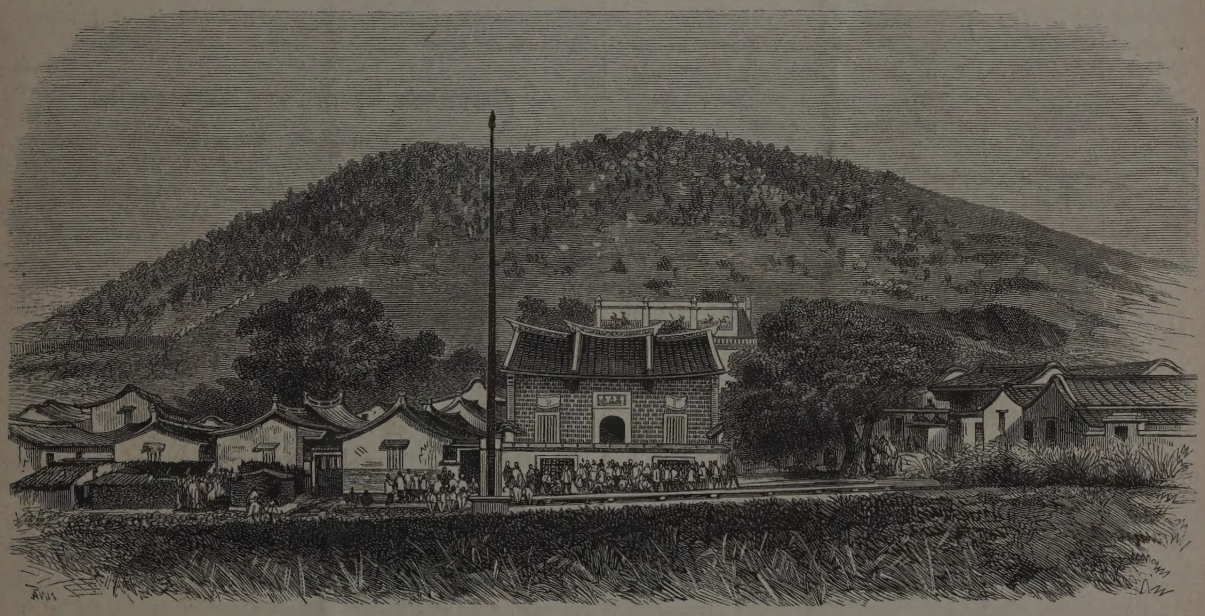
129 Schülern besucht, von denen etwa 12 eine kleine lateinische Klasse bilden, die andern Real- und Elementarfächer lernen.

Die Schule in Kurrachee hat 15 Latein- und 132 Real- und Elementarschüler.

Außerdem besitzen die verschiedenen Militärstationen noch kleinere katholische Schulen mit 150 Schülern, so daß die Schulen der Mission im Ganzen von 1660 Knaben und Jünglingen besucht werden. Dem Religionsbekenntniß nach sind darunter 42 Protestanten und 253 Nichtchristen, d. h. Muhammedaner, Parsis und Hindus, die übrigen sind katholisch; der Herkunft nach stammen etwa 200 aus England und Irland, die übrigen sind Eingeborene. Gewiß ein segensreiches Feld der Wirksamkeit! Ohne die Thätigkeit der Missionäre würden die 13—1400 katholischen Kinder entweder ohne allen Unterricht aufwachsen oder den zahlreichen protestantischen Sektenschulen anheimfallen, und wenn auch die etwa 300 nicht katholischen Knaben nur zum weitaus geringsten Theil für die Kirche gewonnen werden, so legen sie doch eine Menge Vorurtheile ab und es wird ein guter Same ausgestreut, der vielleicht später erst keimen und Früchte tragen wird.

Apost. Vikariat Coïmbatur. Msgr. Bardou schreibt am 1. November 1877:

„Es gereicht mir zum großen Trost, den Lesern der ‚Katholischen Missionen' als Dank für die reichen Spenden, mit denen sie uns zu Hilfe kommen, einige Nachrichten geben zu können über die großen Erfolge, die wir in diesem Jahre zu verzeichnen haben. Noch nie haben wir so viele Bekehrungen gehabt, wie in diesem Jahre. 2526 Erwachsene empfingen die heilige Taufe und außerdem wurden etwa 1100 in Todesgefahr schwebende Kinder getauft. Noch fortwährend drängen sich zahlreiche Katechumenen zum Unterricht, und wir dürfen hoffen, daß wir in den zwei Monaten bis zum 1. Januar noch eine ebenso große Zahl von Taufen haben werden. Allerdings verursachen uns



Kirche von Kanboa (Fukian).

diese Bekehrungen nicht geringe Auslagen; die ganze Zeit hindurch, während welcher die Katechumenen unterrichtet werden, müssen wir für ihren Unterhalt sorgen, und auch nach der Taufe noch bedürfen sie einer kleinen Unterstützung. Die meisten gehören zwar guten Kasten an und sind Ackerbauer; aber die Hungersnoth hat sie ruinirt, und die meisten haben auch ihr Vieh verloren. Wir müssen ihnen daher unter die Arme greifen, damit sie entweder sich wieder ein paar Büffel anschaffen können, deren sie zur Bebauung ihrer Äcker bedürfen, oder ihnen wenigstens Reis zur Aussaat vertheilen. Es ist unglaublich, was das Volk in den letzten Monaten gelitten hat; wie dürfte man da so hartherzig sein, ihm nicht einmal das Nöthigste zu gewähren, damit es sich wieder aufhelfen könne? Die Sterblichkeit war eine ungeheuere; Einige meinen, daß etwa der vierte Theil innerhalb der letzten Monate dem Elend erlegen sei. Hier in Coïmbatur haben wir eine Gemeinde von etwa 2000 Seelen; während des Octobers allein starben davon 42, und doch leiden unsere Christen hier viel weniger als in andern Bezirken des Vikariates."

Apost. Vikariat Madura. P. Pouget S. J. schreibt uns unter dem 15. September v. J. aus Tuticorin:

„Welch schreckliche Hungerszeit, wie deren seit Menschengedenken keine gesehen ward! Arme Mission! Wie groß ist die Zahl derer, die, ungeachtet der großmüthigen aber ohnmächtigen Anstrengungen der Regierung, verschmachten. In einzelnen Distrikten stehen ganze Dörfer leer, den Heerstraßen entlang schleppen sich wandelnde Gerippe nach den größeren Städten hin. Die Heerden sind aus Futtermangel zu Grunde gegangen. Wie soll die Aussaat geschehen, wo Saatkorn, Pflugochsen und nur zu häufig der Landmann selbst fehlen!

„In den nördlicheren Vikariaten von Pondichery und Coïm-

batur konnten die Missionäre wenigstens durch reichliche Spenden die Herzen der Unglücklichen gewinnen und so das Reich Gottes erweitern. Der Mission von Madura war dieser Trost nicht, oder vielmehr nur in höchst beschränktem Maße gegönnt: ihre Armuth reichte nicht aus zu einer kräftigen Unterstützung der Nothleidenden. Straßen und Plätze von Tuticorin füllten sich mit Flüchtlingen, die den Keim ansteckender Krankheiten in sich trugen. Welch eine Ernteaussicht, hätten wir nur zu helfen vermocht! Aber wo Nahrung und Unterkommen finden für so Viele? Wir thaten, soviel wir konnten. Wir tauften 24 Erwachsene und eine Anzahl sterbender Kinder. Die Schwestern U. L. F. von der Genugthuung nahmen ein Dutzend Waisenmädchen auf und tauften eine Anzahl kranker Kinder.

„Am peinlichsten ist uns in Tuticorin die Nebenbuhlerei der Goanesen; doch tröstet uns der Glaube und der Eifer unserer Christen. Wir haben hier jährlich 30,000 heilige Communionen und über 25,000 Beichten auf ungefähr 3500 Seelen. Geordnete Pfarrverhältnisse bahnen sich allmälig an; wir feiern häufig Hochamt und Vesper, und die einzelnen wohlhabenden Familien betrachten es als Ehrensache, an einem der Hauptfeste des Jahres die Auslagen für die kirchliche Feier zu übernehmen. Mit besonderem Aufwand werden jährlich fünf Feste begangen, zwei auf Kosten der Bruderschaften, zwei auf Kosten der Gemeinde und eines auf Kosten der Schiffsleute. Jedem derselben geht eine vorbereitende neuntägige Andacht voraus, von den Eingebornen litania genannt, weil während derselben allabendlich die Litanei gesungen wird. An den Festtagen selbst dürfen Böller, Trompeten und Glocken nicht feiern, dazu kommen dramatische Vorstellungen religiösen Inhalts und am Abend Processionen, bei welchen die reichgeschmückten Statuen im Fackelzuge umhergetragen werden. Die Hauptfeier verläuft in folgender Weise:

„Schon am Vorabend wird vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute die Vesper gesungen. Am Tage selbst ist feierliches Pontifikalamt und gegen Abend Umzug mit dem Allerheiligsten innerhalb der Kirche. Darauf begleiten die Christen den Priester bis zu seiner Wohnung, singen ein paar Absätze des Tedeum und bitten alsdann um den Segen. Jetzt ordnet sich die Procession. Die Bruderschaftsmitglieder im langen, weißen Feierkleide, mit rothen oder violetten Schultermäntelchen und Skapulier, bilden den Zug, ihnen zur Seite bewegt sich in tiefster Sammlung die Menge des Volkes. Vom Altar, der im reichsten Schmuck, im Lichte von hunderten von Kerzen prangt, bis zum Portale stellen sich in der Kirche die Bruderschaftsmitglieder in zwei Reihen auf. Die beiden Bruderschaften haben gerade die Hebung der religiösen Feierlichkeiten zu ihrem Zweck; die eine ist dem heiligsten Herzen Jesu, die andere U. L. F. vom Berge Karmel geweiht.

„Seit einigen Jahren werden in Tuticorin regelmäßig die heiligen Exercitien für Männer gegeben, die man in eigens hiezu bestimmten Räumlichkeiten unterbringt, und die Frucht ist ein wahrhaft erstaunlicher Eifer im Empfang der heiligen Sacramente. Um dem durch diese Exercitien gestifteten Guten desto mehr Halt zu geben, ward eine Bruderschaft vom guten Tod gestiftet, in welche nur die Eifrigsten aufgenommen werden; sie heißt hier ‚Vereinigung zum Wohl der Seele', weil sie keine Würdenträger, keine äußern Abzeichen hat, sondern einzig die Übungen der Frömmigkeit bezweckt. Für die Knaben besteht eine Congregation unter dem Schutz des hl. Aloysius. Ebenso haben die Frauen, Jungfrauen und Mädchen ihre Congregationen, welche der Obsorge der Schwestern anvertraut sind; die Kapelle des Klosters wird sehr fleißig besucht; allabendlich um die Zeit des englischen Grußes ist sie überfüllt.

„Auch die Schulen nehmen einen erfreulichen Aufschwung: die Knabenschule zählt über 150 Knaben, welche von je zwei Lehrern im Englischen und im Tamil unterrichtet werden; die Nonnen unterweisen ungefähr 120 Mädchen.

„Die Kirche ist geräumig, wie es die Zahl der Gläubigen verlangt, aber leider unvollendet, eine Art großer Scheune. Auf den kaum geebneten Boden schaut das nackte Dachgebälk herab: keine Façade, kein Glockenthurm, keinerlei architektonischer Schmuck. Und doch steht sie kaum jemals unter Tages leer und Jeder ist beflissen, täglich dem heiligen Meßopfer beizuwohnen. Für ihren Verdienst sind die Leute auf das Meer angewiesen. Die Einen treiben Küstenschiffahrt und einen bescheidenen Handel mit Ceylon, Andere sind beim Aus- und Einladen der europäischen Schiffe beschäftigt, die Ärmsten leben vom Fischfang oder holen vom Meeresgrunde die Korallen herauf, aus denen man hier die Häuser erbaut. Die Cholera herrscht hier seit zwei Jahren. Das ist ein kurzes Bild der Zustände unserer Mission."

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Idaho. In der letzten Hälfte des vorigen Jahres haben die Vereinigten Staaten wieder einmal einen kleinen Indianerkrieg mit seinem gewöhnlichen Gefolg von Mord und Verheerung und dem unausweichlichen Ende der Zerstörung eines Stammes gehabt. Die Nez-percés (durchbohrten Nasen), eine Abtheilung des Dakota- oder Sioux-Stammes, sollten gegen ihren Willen an einen andern Ort verpflanzt werden, weil das von ihnen bewohnte Gebiet den Weißen gefiel; statt sich zu fügen, gruben sie die Kriegsaxt aus, waren einige Male glücklich in ihren blutigen Gefechten gegen die Ver. Staaten-Truppen, bis es schließlich dem General Custer gelang, sie zu umzingeln und den Rest des Stammes gefangen zu nehmen. Über diesen „Krieg" entnehmen wir einige Mittheilungen einem Briefe des hochw. P. Joset S. J., vom 12. October 1877, aus Desmet bei Pine Creek. Einem Ordensbruder, der ihm von unseren europäischen Kriegsereignissen und Kriegsbefürchtungen gesprochen hatte, erwiedert er mit dem allerdings zweifelhaften Troste, man könne dergleichen, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, in den Missionen unter den Wilden erleben, und dann erzählt er, in welcher Weise die Nez-percés mit dem von ihm missionirten Stamme der Coeurs d'Alène (Pfriemenherzen, so genannt, weil sie den ersten Weißen gegenüber, mit denen sie in Berührung kamen, so schneidig und spitzig sich bewiesen) in Berührung traten:

„Bis in die jüngste Zeit stießen die Gebiete der Nez-percés und der Coeurs d'Alène unmittelbar an einander, nur ein Fluß trennte sie; jüngst aber haben Einwanderer einen Landstrich von etwa sechzig Meilen zwischen beiden besetzt, der etwa vier Meilen von hier anfängt. Unsere Neubekehrten lebten jederzeit im besten Einvernehmen mit den Einwanderern, die sich auf ihrem Grund und Boden niedergelassen hatten. Die Coeurs d'Alène sind alle katholisch, von den Nez-percés dagegen nur wenige, indem die Mission unter ihnen erst kürzlich gegründet wurde; eine Anzahl derselben ist protestantisch; die Mehrzahl aber sind noch drummer oder Trommler, so genannt von den Trommeln, von denen sie bei ihren abergläubischen Zusammenkünften einen ausgiebigen Gebrauch machen. Die Religion der Blaßgesichter, sagen sie, ist nicht für die rothen Männer gemacht, und so fahren sie fort, ein zügelloses Leben zu führen. Was die protestantisirten Indianer betrifft, so geht, wie es

scheint, ihre Religion in der Bekämpfung des Katholicismus auf; seit dreißig Jahren höre ich sie unsern Indianern wiederholen: ‚Die Amerikaner werden euch sammt euren Schwarzröcken aus eurem Gebiete fortjagen.‘

„Unter allen Stämmen der Wilden haben die Coeurs d'Alène noch am meisten von ihrer früheren Unabhängigkeit bewahrt. So kommt es, daß zur Zeit der Wurzellese sehr viele Indianer anderer Stämme, namentlich Trommler, sich auf ihrem Gebiete versammeln. Dann sagt ihnen unser Häuptling, Andreas Saltis: ‚Wollt ihr Wurzeln sammeln, Handelsgeschäfte machen, euch anständig erholen, so seid ihr uns willkommen. Ihr braucht für eure Pferde nicht zu fürchten. Aber Störungen in der Nähe der Kapelle, geistige Getränke, Hazardspiele, abergläubische Hantirungen werden nicht geduldet.‘ Das behagte unseren Gästen nicht, und so schlugen sie dieß Jahr ihr Lager neun Meilen von den Coeurs d'Alène auf.

„Plötzlich trifft die Nachricht ein, Joseph, ein Häuptling der Nez-percés, habe mit den Weißen Händel angefangen und mehrere derselben ermordet. Sofort schickten die Trommler an die Coeurs d'Alène und ließen fragen, was sie zu thun gedächten. ‚Wir sind die Brüder der Blaßgesichter,‘ erwiederte Andreas, ‚wir wollen mit den Mördern nichts gemein haben.‘ Inzwischen hatte Schrecken das ganze Land ergriffen. Die Ansiedler, welche, meist unbewaffnet, überallhin auf ihren Meierhöfen zerstreut lebten und für ihre Feinde eine leichte Beute geworden wären, ließen meist Alles im Stiche und sammelten und verschanzten sich auf einigen Punkten; unsere nächsten Nachbarn flohen 35 Meilen weit, nach Colfax. Saltis schrieb ihnen sofort, sie hätten nichts zu fürchten, alle Coeurs d'Alène seien ihre Freunde; er vermochte auch mehrere andere Häuptlinge zu gleichlautenden Erklärungen. Ebenso richtete P. Cataldo Worte der Beruhigung an die Flüchtigen, welche hinwiederum eine Dankadresse an ihn in den Zeitungen veröffentlichten. Und damit nicht etwa die Trommler aus der Nachbarschaft kämen und die verlassenen Häuser plünderten, legte Andreas in jedes derselben Wachen, welche bis zur Rückkehr der Eigenthümer daselbst verblieben.

„Wenige Tage später kehrten zwei Brüder mit einem fremden Pferd in das Lager der Trommler zurück. Sie gaben vor, zwei Weiße hätten sie angegriffen und mit Flintenschüssen verfolgt; da hätten auch sie Feuer gegeben, der eine der Feinde, dem das Pferd angehört habe, sei gefallen, der andere entflohen. Die Coeurs d'Alène trauten der Geschichte nicht und die Weißen vermißten keinen der Ihrigen. Andreas verlangte, man solle das Pferd vorführen; seine Forderung konnte nicht abgeschlagen werden. Das Pferd ward alsbald als das Eigenthum eines unserer Nachbarn aus Pine Creek wieder erkannt, welches dieser einem einsam lebenden Greise geliehen hatte. Man suchte den Greis in seiner Hütte auf und fand ihn ermordet in seinem Bette. Er war bekannt gewesen als ein friedliebender Mann, der nicht einmal eine Waffe in seiner Behausung besaß: es lag somit ein absichtlicher Mord vor, eine Verletzung des Gebietes der Coeurs d'Alène, nach den Begriffen der Wilden ein Act der Feindseligkeit. Sofort entbot Andreas einigen Familien seines Stammes, deren Felder im Gebiete der Trommler lagen, sie sollten zu ihm in's Lager ziehen. Den Trommlern selbst aber schien die Sache schon nicht mehr geheuer, und am folgenden Morgen waren sie bis auf den letzten Mann aus unserer Nähe verschwunden.

„Diese Störung, welche uns recht gefährlich hätte werden können, wendete uns Gott zum Segen. Ein den Katholiken sonst keineswegs günstig gesinnter Protestant äußerte sich in einer Zeitung, die Coeurs d'Alène hätten sich während der ganzen Dauer dieser Vorgänge edel benommen. Aber auch das Benehmen der übrigen katholischen Indianer war ein durchaus lobenswerthes. Als Joseph mit seiner Bande durch das Gebiet der Plattköpfe zog, kam deren Häuptling Charlot zu ihm, wies aber seine dargebotene Hand zurück: ‚Nein,‘ sprach er, ‚deine blutige Hand kann ich nicht berühren. Ich komme, dich wissen zu lassen, daß du dich auf deinem Durchzug wohl hüten sollst, irgend Jemand von uns, Rothhaut oder Blaßgesicht, zu schädigen.‘ Joseph merkte sich den Wink; es wurde ihm schwer genug, sich der von der Regierung gegen ihn ausgesandten Truppen zu erwehren, er mochte sich nicht die Indianer obendrein auf den Hals laden. Nun ist es soweit gekommen, daß ein hoher Beamter, der früher aus seiner Feindseligkeit gegen die Katholiken kein Hehl machte, deren Haltung öffentliche Anerkennung zollte, und daß die protestantischen Indianer, die den Katholiken baldige Ausweisung aus ihrem Gebiete prophezeiten, nun froh sein können, das Ihrige behalten zu dürfen und mit einer derben Mißbilligung seitens der Regierung davonzukommen.“

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionsposten:	
Von N. N. in Wesel	20.—
Von August Sebastian in Alt-Reichenau	15.—
Von einem röm.-kathol. gesperrten Geistlichen aus F. als Weihnachtsgeschenk	300.—
Von Th. H. aus Dornwang	10.—
Aus Uttighofen	33.—
Von Pfarrer Mantz in Zwiefaltendorf	40.—
Von Alexius Kubinyi in Deutsch-Bolly (Ungarn)	8.20
Von Weinhändler Karl Sziebert in Deutsch-Bolly (Ungarn)	21.10
Von H. F. aus Lintfort	3.—
Von M. U. in Rottweil: „Ad majorem Dei gloriam“	40.—
Von Ungenannt aus Coblenz	32.—
Für die dürftigsten Indianer-Missionsposten in den Vereinigten Staaten:	
Von Rev. Chas. St. C. S. Sp. durch B. Herder in St. Louis	3.95
Von Dr. Lüdtke in Kenitz	10.—
Von Bürgermeister F. in K.	2.—
Aus Preßburg: „Zu Ehren des göttl. Herzens Jesu und des heil. Herzens Mariä“ ö. W. fl. 100.	166.60
Von B. W. W. aus Preßburg ö. W. fl. 2.40	4.—
Aus Preßburg: „Adveniat regnum tuum“ ö. W. fl. 15.10	25.17
Von J. Kr. aus Budapest . . ö. W. 50 kr.	—.84
Für das Vikariat Athabaska-Mackenzie:	
Von A. St. in Bern Fr. 99.20	80.—
Für die Indianer im Vikariate Athabaska-Mackenzie:	
Von Domvikar Strunge in Frauenburg	5.—
Von Pfr. Beyer in Alt-Kemnitz	10.—
Anonym aus Belgien Fr. 40.	32.—
Von einem Professor aus Dillingen	50.—
Durch P. D. in Hildesheim	300.—
Von N. N.: „Laudetur Jesus Christus“	5.—
Von J. in N.: „Dem Christkind zu Liebe“	5.—
Vom Bodensee	2.—
Aus Mosbach	14.—
Von Ungenannt: „Gott segne das Wenige!“	10.—
Für die hungernden Christen in den Vikariaten Südindiens:	
Vom Institut der engl. Fräulein zu Berg a. S.	60.—
Von einem Theologen in Linz a. D. ö. W. fl. 3.	5. 9
Von der Haushälterin in Wolfegg	5.—
Von N. N. am Saffig	45.—
Von Pfr. Bauer in Heilstadt	30.—
Von N. N.	15.—
Von Frau M. B. durch H. F.	15.—
Von einer Jungfrauen-Congregation durch Vikar M. W. (Zweite Gabe)	70.—
Fürst Waldburg zu Wolfegg	300.—
Von Dr. W. aus E.: „Sancte Andrea, ora pro nobis!“	500.—
Durch Vikar Hulsking in Gesmold (von Kindern gesammelt)	50.—
Von S. X. v. B. L. ö. W. fl. 10.	17.14
Von Spiritual Dr. Mast in Regensburg	30.—
Durch X. Wetzel, bisch. Kanzler in St. Gallen 150 Fr.	120.96
Aus Rott a. Inn	25.—
Durch Malteserritter G. H. v. Schröter in Bonn: „Laudetur Jesus et Maria“	50.—
Durch Kaplan Tschepe	11.50
Von Pfr. Polakowski in Heiligenlinde	15.—
Aus Herrnsheim	20.—
Von einer Ungenannten, durch Dr. Hahn in Aachen	9.—
Von Pfr. Vogt in Hundingen	10.—
Von J. D.	10.—
Aus der Pfarrgemeinde Dingelbe	12.50
Aus derselben	33.50
Aus der Pfarrei Wriezen a. O.	10.—
Aus Mosbach, durch Caplan Beetz	10.—
Von N. N.	10.—
Von N. N.	10.—
Von Präfekt Dr. Otto in Breslau	20.—
Aus Prüm	25.—
Aus B.: „Orate pro defuncta!“	100.—
Von Domvikar Strunge in Frauenburg	5.—
Aus der Pfarrei Margrethenhausen	139.—
Aus der Pfarrei Dippertz	11.—
Von N. N. durch P. Jos. Ruste	40.—
Von Ungenannt	30.—
Von A. St. S., zu Ehren des hl. Franz Xaverius: „Zukomme uns Dein Reich“	20.—
Von Pfr. Beyer in Alt-Kemnitz	10.—
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen	75.—
Von Pfr. Schmitt in Schwabsberg	60.50

	Mark.
Aus Meran . . . . . ö. W. fl. 7.	12.—
Von L. R. in Frankfurt a. M.	25.—
Von Ungenannt: „Gott segne das Wenige!“ .	10.—
Von Stadtkaplan Jgn. Vicentino in Augsburg	110.—
Durch Kaplan Leeb	50.—
Von zwei Kindern aus Belgien . . Fr. 17.50	14.—
Von Ungenannt aus Werl	10.—
Von einem röm.-kathol. gesperrten Geistlichen aus F. als Weihnachtsgeschenk	500.—
Von Th. H. aus Dornwang	10.—
Von einem Professor aus Dillingen a. D. . .	50.—
Aus Lemberg: „Zu Ehren der heiligsten Herzen Jesu und Mariä und zum Heil der armen Seelen, die diese heiligsten Herzen am meisten geliebt haben“	517.14
Von Pfr. Mantz in Zwiefaltendorf	40.—
Durch P. D. in Hildesheim	600.—
Von K. in Freising: „Da Domine, escam esurientibus in tempore opportuno!“ . .	10.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Jpf“ und des „Kathol. Wochenblattes“ in Dirgenheim	57.—
Von H. F. aus Lintfort	9.—
Von N. N.: „Laudetur Jesus Christus“ . .	5.—
Von der Pfarrei St. Trudpert	100.—
Von Lehrer und Chordirigent F. in Potsdam .	3.—
Von Pfr. Kroszewski in Stolpenhagen . . .	100.—
Von J. in N.: „Dem Christkind zu Liebe“ . .	5.—
Vom Bodensee	2.—
Von einem Pfarrer des Cantons Schwyz: „Zur Ehre des lieben Christkindleins als Weihnachtsgeschenk“ . . . . . Fr. 33.	26.61
Von Spcht. in Wolfegg	4.—
Von Frau J. N. und Dr. J. L. in Aachen . .	50.—
Von Georg Herzog, Schmied in Münster, Canton Luzern	40.32
Von einem Priester in Sigmaringen	50.—
Von F. Kollei in Beuron: „Puer natus est nobis“	100.—
Weihnachtsgabe von der kath. Pfarrgemeinde Igel (Diöc. Trier)	38.50
Weihnachtsgabe von der verwaisten kath. Pfarrgemeinde Wasserliersch (Diöc. Trier) . . .	17.70
Zum Weihnachtsfest aus R.	5.—
Durch Dekan Rohyn in Rohrdorf (Aargau) Fr. 50.	40.—
Von Pfr. Skarplik in Seichwitz bei Landsberg	15.—
Von St. in H., durch Herder u. Co. in München: „Deus benedicat“	10.—
Von N. N. durch Dr. Marbe	20.—
Von W. R. in N. a. D.	5.—
Von Fr. D. (Pro catechumenis vel infantibus)	100.—
Durch Pfr. Sch. in Schaitdorf Fr. . . 99.20	80.—
Von Fr. Huber durch Benef. Kranzfelder in Berg a. Laim	50.—
Von N. N. aus Belgien . . . . . Fr. 50.	40.—
Durch K. A. B. H.	2.—
Aus der Pfarrei Liebenau in Ober-Österreich: H. Joseph . . . . . ö. W. fl. 1.	1.68
Von Prof. M. Seisenberger in Freising . . .	20.—
Durch Cooperator Jos. Fichtner in Bühlburg .	23.—
Von Frühmesser J. E. Maier in Sigmaringen	100.—
Von zwei Mägden aus Berg a. Laim	10.—
Für die hungernden Christen in Madura:	
Von Ungenannt aus Werl	5.—
Von Th. H. aus Dornwang	10.—
Von H. F. aus Lintfort	3.—
Für die hungernden Christen in Madras:	
Von K. K. in Z.	5.—
Von H. F. aus Lintfort	3.—
Für die hungernden Christen in Pondichery:	
Von Th. H. aus Dornwang	10.—
Aus Uttighofen	50.—
Von B. G. in R.	100.—
Von Pfr. Michael Penzinger in Manching . .	5.—
Von H. F. aus Lintfort	3.—
Durch die Expedition der „Coblenzer-Volkszeitung“ in Coblenz	120.—
Aus einer Sparbüchse zweier Kinder	2.50
Aus Coblenz	24.—
Aus Coblenz	1.—
Von Ungenannt aus Coblenz	19.—
Für die von Hungersnoth Betroffenen in Nagapatam (Madura):	
Durch K. A. B. H.	2.—
Für die hungernden Christen in Coimbatur: Von H. F. aus Lintfort	3.—
Zum Unterhalt der Katechumenen des hochw. P. Trinkal S. J. (Madura):	
Aus Kremsmünster . . . . . ö. W. fl. 10.	16.89
Zum Unterhalt der Katechumenen des hochw. Fourcade in Alladhy (Pondichery): Aus Kremsmünster . . ö. W. fl. 10.	16.89
Für die neue Kirche in Falefa (Insel Upolu, Schiffers-Archipel):	
Von K. A. B. H.	2.—
Für die Leprosen auf Molokai:	
Von M. U. in Rottweil: „Ad majorem Dei gloriam“	20.—
Für die Mission in Japan:	
Von A. Th., durch P. Jos. Ruße	16.—
Von Stadtkaplan Jgn. Vicentino in Augsburg	20.—
Von Dechant Stadlmair in Mayen	30.—
Aus Lemberg: „Zu Ehren der hh. Herzen Jesu und Mariä und zum Heil der armen Seelen, die diese hh. Herzen am meisten geliebt haben“	300.—
Von Pfr. Mantz in Zwiefaltendorf	20.—
Durch Pfr. Zürn in Hettingen	6.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Jpf“ und des „Kath. Wochenblattes“ in Dirgenheim	5.—
Von H. F. aus Lintfort	3.—
Von Pfarrer Bitter in Bausenhagen	20.—
Von zwei Wittfrauen in Herdern	9.—
Für die Mission in China:	
Aus Prüm	25.—
Von Domvikar Strunge in Frauenburg . . .	5.—
Aus der Pfarrei Margrethenhausen	139.—
Aus der Pfarrei Dipperz	11.—
Von A. St. A., zu Ehren des hl. Franz Xaverius: „Zukomme uns dein Reich“ . . .	20.—
Von Pfr. Beyer in Alt-Kemnitz	10.—
Durch Kaplan Leeb	50.—
Von Ungenannt aus Werl	5.—
Von einem Professor aus Dillingen a. D. . .	50.—
Durch P. D. in Hildesheim	300.—
Von H. F. aus Lintfort	3.—
Vom Bodensee	2.—
Durch die Expedition der „Coblenzer Volkszeitung“ in Coblenz	130.—
Aus der Sparbüchse zweier Kinder	2.50
Aus Coblenz	24.—
Aus Coblenz	1.—
Durch W. in Oseck . . . . . ö. W. fl. 4.20	7.06
Durch Cooperator Jos. Fichtner in Bühlberg .	4.50
Für die Mission in Hindustan:	
Von Fürst und Fürstin Lobkowitz in Bozen 2 Nap. d'or = Fr. 40.	32.40
Für die Findlinge und Waisen des hochw. P. Tschepe:	
Aus Kremsmünster . . . . . ö. W. fl. 10.	16.89
Für den Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin: Von E. D. M. G. . . .	5.—
Für arme römisch-katholische Priester in Persien:	
Von Pfr. B. B.	39.—
Durch Pfr. Skarplik in Seichwitz bei Landsberg	68.—
Für die nothleidenden Priester des Libanon:	
Vom Bodensee	2.—
Durch Pfr. Skarplik in Seichwitz bei Landsberg	67.—
Von Matth. Gebele in Ingenried	44.—
Für die in Sibirien nothleidenden Priester:	
Von einem römisch-kathol. gesperrten Geistlichen aus F. als Weihnachtsgeschenk	100.—
Von N. N.: „Laudetur Jesus Christus“ . .	5.—
Vom Bodensee	2.—
Aus Baiern	2.—
Von N. N.: „Miserere nobis“ . . . Fr. 10.	8.09
Für die Aussätzigen auf Madagaskar:	
Von Pfarrer Meusel in Hochheim	3.—
Aus P. O.-A. Ehingen a. D.: „Et verbum caro factum est“	20.—
Von M. U. in Rottweil: „Ad majorem Dei gloriam“	20.—
Für die Aussätzigen zu Ambulatara (für hochw. P. Bregère auf Madagaskar):	
Aus Kremsmünster . . . . . ö. W. fl. 10.	16.89
Für P. Horner in Sansibar:	
Von Dekan Kollmann in Unterkochen (Für den Loskauf von zwei Negerkindern)	41.15
Von † M. D. in S.	170.—
Von der Gemeinde und dem Pfarrer in Griesingen	16.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Jpf“ und des „Kath. Wochenblattes“ in Dirgenheim	5.—
Für die Mission in Centralafrika:	
Aus Lemberg: „Zu Ehren der heiligsten Herzen Jesu und Mariä und zum Heil der armen Seelen, die diese heiligsten Herzen am meisten geliebt haben“	240.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Jpf“ und des „Kath. Wochenblattes“ in Dirgenheim	5.—
Für die Mission von Khartum (Centralafrika):	
Aus Kremsmünster . . . . . ö. W. fl. 5.	8.44
Für Loskauf und Unterhalt von Sklaven in beiden Guinea (Afrika):	
Von K. A. B. H.	3.50
Für Loskauf von Negersklaven:	
Aus der Pfarrei Liebenau in Ober-Österreich: H. Josef . . . . . ö. W. 50 kr.	—.84
Für die Mission am Gabun (Afrika):	
Aus P. O.-A. Ehingen a. D.: „Et verbum caro factum est“	20.—
Für die Leprosen auf Trinidad:	
Von M. U. in Rottweil: „Ad majorem Dei gloriam“	20.—
Für die Mission auf den Falklandsinseln: Von K. A. B. H.	3.50
Für die Mission in Brasilien:	
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Jpf“ und des „Kath. Wochenblattes“ in Dirgenheim	5.—
Für die katholischen Missionsanstalten in der Walachei:	
Von einem römisch-kathol. gesperrten Geistlichen aus F. als Weihnachtsgeschenk	100.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Aus Lemberg: „Zu Ehren der heiligsten Herzen Jesu und Mariä und zum Heil der armen Seelen, die diese heiligsten Herzen am meisten geliebt haben“	200.—
Von K. K. in Z.	3.—
Durch Pfr. Zürn in Hettingen	5.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Jpf“ und des „Kath. Wochenblattes“ in Dirgenheim	434.50
Von Ungenannt aus Coblenz	18.—
Von W. R. in N. a. D.	5.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Aus B.: „Orate pro parvulis!“	100.—
Von Ungenannt, für die christliche Erziehung mehrerer mutterlosen Kinder	50.—
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen	15.—
Durch Kaplan Leeb	30.—
Durch Kaplan Maier	20.—
Von Th. H. aus Dornwang	10.—
Von Ungenannt in M. a. d. E.	24.—
Von F. P., durch Kaplan Andres in Kostenblut	21.—
Von Pfr. Schoofs in Büderich	43.—
Von Alban Schneid, Stadtkaplan in Beilngries	60.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Jpf“ und des „Kath. Wochenblattes“ in Dirgenheim	28.50
Aus Willebadessen	21.—
Von einem Pfarrer des Cantons Schwyz: „Zur Ehre der unbefleckten Empfängniß Mariä“ Fr. 66.	53.22
Von Spcht. in Wolfegg	79.40
Von Jgfr. M. Th. aus Nattenhausen	20.—
Durch P. G.	26.80
Von Johannes Sch.	3.—
Von Dr. Göpfert in Würzburg: „Sie öffneten ihre Schätze und opferten Gold, Weihrauch und Myrrhe“	63.—
Durch Cooperator Jos. Fichtner in Bühlberg .	12.—
Von Frau N. N. aus Leutkirch	20.—
Durch das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart	80.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von Ungenannt, für die christliche Erziehung mehrerer mutterlosen Kinder	20.—
Von N. N. in E.	6.—
Von Ungenannt in M. a. d. E.	24.—
Für das südöstliche Pe-tsche-li (China):	
Durch K. A. B. H.	3.—
Für die Waisenhäuser in Hai-men (China):	
Durch K. A. B. H.	3.—
Für die Kapelle in Banane (Congo, Afrika):	
Durch K. A. B. H.	1.—
Für die Mission auf den Paumotu-Inseln (Polynesien): Durch K. A. B. H. . . .	4.—
Für das apostol. Vikariat von Honan (China):	
Von einem alten Jesuitenzögling: „In honorem sancti Michaëlis“ . . . . . ö. W. fl. 2.	3.28
Für das katholische Waisenhaus in Bethlehem:	
Von Ungenannt aus Werl	5.—
Von H. D. in Paderborn	5.—
Aus Kremsmünster . . . . . ö. W. fl. 5.	8.44
Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Von C. A. in Sch.	200.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Jpf“ und des „Kath. Wochenblattes“ in Dirgenheim	79.40
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von N. N. in E.	30.—
Aus Lemberg: „Zu Ehren der hh. Herzen Jesu und Mariä und zum Heil der armen Seelen, die diese hh. Herzen am meisten geliebt haben“	500.—
Von Ungenannt in M. a. d. E.	62.—
Von der Lemberger Herz-Jesu-Bruderschaft, durch P. Hermann Ache in Lemberg . . .	25.70
Von J. M. F. in Crefeld	21.—
Für den Peter-Claver-Verein:	
Durch Herder u. Co. in München: „Herr gib den Völkern den Glauben wieder“	20.—
Für das heilige Grab in Jerusalem:	
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Jpf“ und des „Kathol. Wochenblattes“ in Dirgenheim	75.60
Für den St. Bonifazius-Verein:	
Von N. N. in E.	36.—
Für das deutsch-österr. Missionshaus in Steyl (Holland): Aus Herdern	10.—
Für das amerikanische Seminar in Löwen (Belgien): Von N. N. in E.	6.75
Für verschiedene Zwecke:	
Von Bocquet-Pillon in Lievilliers	1.60
Von Pfr. Winter in Owingen	12.—
Von J. G. H. durch Herder u. Co. in München	20.—
Von J. A. S. „ „ „ „ „	10.—
Von Pfr. Walter in Hollersbach	5.50
Von G. K. in G. durch Herder u. Co. in München	5.—
Aus der Pfarrei Liebenau in Ober-Österreich: ö. W. fl. 18.07 kr.	30.40
Aus Lendersdorf bei Düren	65.80

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **J. J. Hutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.